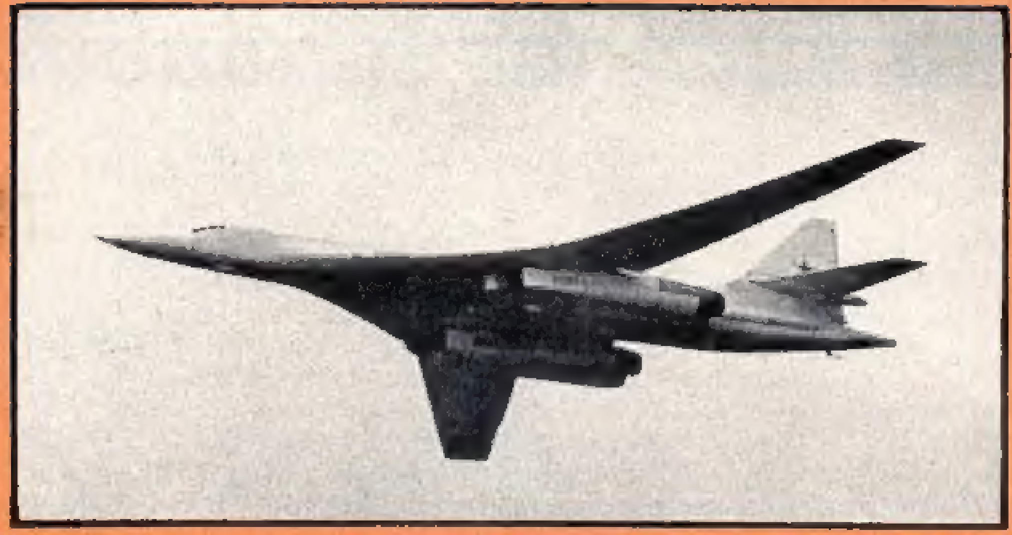

ar
12/89
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
Aerosalon
Moskau '89



Bild: Manfred Uhlenhut



60 ▶

▼ 47 ▼ 54





INHALT

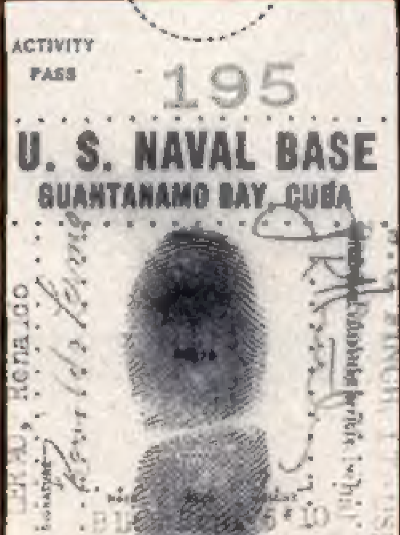
70 ▶



▼ 6



66 ▶



??

Kriege ich tatsächlich keinen Urlaub mehr?

Gefreiter O. Heymann

Es gab dringende, ausgesprochen zwingende familiäre Gründe, daß Sie darum gebeten haben, nicht mehr drei Jahre als Unteroffizier auf Zeit zu dienen, sondern Ihr Dienstverhältnis in das eines Soldaten im Grundwehrdienst umzuwandeln. Dem wurde entsprochen. Und Sie sind sehr froh, daß Ihr Regimentskommandeur tiefes menschliches Verständnis für Ihre Situation hatte.

Nun aber gibt es „Huddeleien" in Ihrer Kompanie: Sie haben vierzehn Monate als Unteroffizier gedient und gemäß den für das UaZ-Dienstverhältnis geltenden Regelungen insgesamt 26 Tage Erholungsurlaub bekommen. Ihr Hauptfeldwebel hat daraufhin eine „Überschlagsrechnung" aufgemacht; danach hätten Sie schon genug Urlaub erhalten und für die restlichen vier Monate als Soldat im Grundwehrdienst keinen mehr zu beanspruchen. Klar, daß Sie nicht nur schlechthin betrübt sind, sondern ausgesprochen sauer.

Ich verstehe und teile Ihr Aufgebrachtsein. „Überschlagsrechnungen" sind hier wahrlich nicht angebracht. Die (alte wie die neue) Urlaubsvorschrift enthält unmißverständliche Festlegungen. Mit dem Tag der Umwandlung eines Dienstverhältnisses erlischt der für das bisherige geltende Urlaubsanspruch, und es begründet sich der für das neue zutreffende. Demnach interessiert keinen mehr, wieviel Urlaub Sie als Unteroffizier hatten und abgegolten haben. Als nunmehriger Soldat im Grundwehrdienst ist allein von Belang, was für eben dieses Dienstverhältnis gilt – beim Urlaub also 18 Tage. Da Sie schon 14 Monate bei der Fahne hinter sich haben, beläuft sich Ihr anteiliger Urlaubsanspruch für die verbleibenden vier Dienstmonate auf vier Tage.

Sind über die Unterhaltsbeträge hinaus noch weitere finanzielle Unterstützungen möglich?

Constanze Uecker

Ihr Mann leistet seinen Grundwehrdienst, Sie sind mit zwei kleinen Kindern allein zu Hause. Mit den Unterhaltsbeträgen und Ihrem eigenen Verdienst haben sie monatlich 760 Mark. Für Miete, Versicherungen und andere Zahlungsverpflichtungen gehen im Monat über 400 Mark weg. Und so ist mir Ihre Frage durchaus verständlich, ob noch andere finanzielle Unterstützungen oder Erleichterungen möglich sind.

Das müßte drin sein, wenn ich bedenke, was die Unterhaltsverordnung vom 2. März 1978 (GBl I Nr. 12 S. 149) und die dazu erlassene Erste Durchführungsbestimmung vom 12. April 1978 (GBl I Nr. 12 S. 152) aussagen. Im speziellen verweise ich auf dreierlei:

Erstens können in Ausnahmefällen auch berufstätige Ehefrauen, die also neben dem Unterhaltsbetrag über weiteres Einkommen verfügen, unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse eine Mietbeihilfe bekommen. Sie müßten sich demnach mit einem entsprechenden Antrag an den Rat der Gemeinde Erkner wenden.

Zweitens sollten Sie beim zuständigen Postamt beantragen, daß Ihnen die Rundfunk- und Fernsehgebühren erlassen werden. Das ist möglich, weil zu Ihrem Haushalt zwei Kinder unter 8 Jahren gehören.

Drittens können Zahlungsverpflichtungen gegenüber Kreditinstituten, Betrieben, staatlichen Organen und Einrichtungen für die Dauer des Grundwehrdienstes ganz oder teilweise gestundet werden. Auch dies muß bei der jeweiligen Stelle beantragt werden.

WAS IST SACHE





??

??

Und noch etwas: Gemäß der Einberufungsordnung vom 25. März 1982 (GBl I Nr. 12 S. 230) hat der Betrieb Ihres Mannes sowohl ihm als auch Ihnen gegenüber bestimmte Aufgaben zu erfüllen. Dazu gehört nach § 25 die „Gewährung erforderlicher Hilfe und Unterstützung" für die Familienangehörigen. Möglicherweise ist in dieser Richtung sogar etwas im Betriebskollektivvertrag festgelegt, auf das sich Ihr Mann berufen könnte.

Kann man Kernwaffen auf Schiffen auch ausmachen, ohne daß Kontrolleure an Bord gehen?

Patrick Sether

Man kann. Die UdSSR hat das schon vor längerem erklärt, bewiesen indes wurde es bei einem gemeinsamen Experiment sowjetischer und amerikanischer Wissenschaftler im Juli 1989 vor der Küste Jaltas. Der Versuch war insofern von außerordentlicher Bedeutung, als die USA bis vor kurzem jegliches Gespräch über seegestützte Flügelraketen damit abblockten, daß sie keine Kontrolleure auf ihre Schiffe ließen und Verifikationsmöglichkeiten von außen nicht bestünden.

Wie ging das Experiment vor sich?

Der Kreuzer „Slawa" war mit 16 Flügelraketen bestückt worden, eine davon trug einen nuklearen Gefechtskopf. Die Aufklärung begann aus der Ferne. Zunächst konnte mit einem US-amerikanischen Spektrometer einwandfrei die Strahlungsquelle ermittelt werden. Weitere Messungen stellte ein auf Parallelkurs zur „Slawa" fahrendes Schiff an, das mit dem Fernsondierungsgerät „Sowjetnik" ausgerüstet war. Anschließend ging man zur Naherkundung über. Dazu überflog ein Hubschrauber den Kreuzer in einer Höhe von 100 bis 150 m; an Bord hatte er einen Neutronenmeßkomplex. Dann senkte man vom Helikopter ein tragbares Gerät auf das Oberdeck des Schiffes ab. Nach dem Prinzip eines Gamma-spektrometrischen Detektors arbeitend, wurde es auf Weisung der im Hubschrauber sitzenden Kontrolleure auf der „Slawa" umhergetragen. Auf diese Weise konnte sowohl der genaue Standort als auch die Anzahl der nuklear bestückten Flügelraketen festgestellt werden. Mithin verlief das Experiment erfolgreich. Künftighin soll das Kontrollverfahren technisch weiterentwickelt und 1990 im Mittelmeer erneut getestet werden.

Die Behauptung führender USA-Kreise, es gebe von außen keine Überprüfungs- und Kontrollmöglichkeiten für Kernwaffen auf Schiffen, hat sich als unhaltbar erwiesen. Der Weg zu Verhandlungsergebnissen bei seegestützten Flügelraketen ist frei. Ob die US-amerikanischen Gesprächspartner der Sowjetunion auch so frei sein werden, ihn zu gehen?

Das kann doch wohl nicht wahr sein, daß es den Wehrsold für Reservisten nur irgendwannmal gibt!

Gefreiter Andreas Behrendt

Aber es wurde Ihnen so gesagt, als Sie zur Reservistenqualifizierung einrückten: Wehrsold nicht regelmäßig, sondern eben „irgendwannmal" in dem Vierteljahr – 540 Mark auf einen Hieb. Begründung: eine mehrmalige Auszahlung bringe zuviel Schreiberei mit sich.

Nun bin ich ganz gewiß dagegen, zuviel oder gar noch unnötig Papier zu beschreiben. Wo es jedoch um Geld geht und zudem um solches, auf das Menschen Anspruch haben, sind nun mal Auszahlungslisten und Unterschriften erforderlich. Hier „rationalisieren" zu wollen, richtet sich gegen die Menschen und ist schlichtweg bürokratisch gedacht. Ich habe mich deshalb sofort an die zuständigen Genossen gewandt, auf daß besagte Praxis in Ihrer Einheit verändert wird.

Schließlich darf es doch wohl nicht wahr sein, daß Sie sich erst Geld von zu Hause überweisen lassen müssen, um Notwendiges bestreiten und im Ausgang auch mal eine Runde Bier zahlen zu können. Außerdem: dreimal 180 Mark auf einen Schlag in die Hand zu bekommen, zwingt Sie geradezu, militärische Bestimmungen zu verletzen; bekanntlich dürfen ja im Wertfach des Soldatenspindes höchstens 300 Mark aufbewahrt werden. Und bei 540 Mark, schreiben Sie zu Recht, ist dann auch der Versicherungsschutz flöten, wenn tatsächlich mal was wegkommen sollte. Kurzum, so wie geschildert, geht's nicht!

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Postskriptum
Nach Redaktionsschluß teilte Oberst Häring mit, daß die von dem Gefreiten Behrendt kritisierte Wehrsold-Sache geklärt und korrigiert wurde.

??



Rauchen im Park ist verboten.
Jene vier in den Schwarzkombis,
die mir als eine der besten
Bedienungen im Regiment anempfohlen wurden,
weisen auf die Raucherinsel am Rande,
wo wir dann auch ganz schnell
sitzenderweise ins Gespräch kommen.
Die vier sind allesamt Wehrpflichtige
mit Zwei-Jahres-Dienstzeit und stammen
aus Kiew, aus Frunse,
aus Nowoje Tschertoria im Gebiet Shitomir
und aus der Gegend von Soligorsk
südlich Minsk.
Zwei Ukrainer, ein Russe
und ein Belorusse.
Sie fahren zusammen
auf einer 152er SFL, sind

Kostjuks Bedienung



Während Sergeant Kostjuk gerade seine letzte Übung im aktiven Dienst beendet hat, trainiert Oberleutnant Filimow im Mini-Polygon schon für die nächste ...

Frunse, Kirgisien.
Rauchen ist im Park verboten. Also rauchen wir auf der Raucherinsel. Ich hatte mich schon immer gefragt, wie die Soldaten von ihrem knappen Sold auch noch die Zigaretten bezahlen können, selbst die billigste Packung Papirossa kostet ja 'ne Mark. Ich erfahre, daß die Armee die Raucher kostenlos mit den Sorten „Sewernije" und „Ochotnija" versorgt. Für Nichtraucher: Würfelzucker.



Vor drei Tagen sind sie gerade von einer Übung zurückgekommen, abgeschlossen mit dem besten Schießergebnis des Regiments. „Daß wir so gut waren, haben wir besonders unserem ersten Kanonier, Untersergeant Georgi Braun, zu verdanken. Der kann fabelhaft mit dem Geschütz umgehen!" So sagt es Geschützführer Sergeant Leonid Kostjuk, ehe er mir mit seinen Mannen die Technik vorführt. Die ist längst wieder sauber: von dem 500-Kilometer-Marsch, den sie alle zusammen hinter sich gebracht haben, ist am Fahrzeug nichts mehr zu sehen, alles blitzblank. Soldat Anatoli Logwinowitsch, der Belorusse, sei ein wunderbarer Fahrer, man merke dem gelernten Traktoristen seine fast zwei Jahre Armee-Erfahrung schon an. Dann ist noch der vierte der Mannschaft, der erst ein Vierteljahr dabei ist. K 2 und der Kleinste und Dünnste, gerade 18 und von einer Fachschule für Blasmusik gekommmen: Soldat Waleri Jazyda, der aus Shitomir, Ukraine. Packt er's? „Ich zeig ihm all das, was mir selber schwierig war, als ich hier anfing. Wenn wir beide, Logwinowitsch und ich, jetzt nach Hause gehen, dann muß er hier die Fahne hochhalten, wird's schon schaffen!" Leonid Kostjuk, gelernter Schlosser, will wieder bei Aviastroj arbeiten, jener Kiewer Firma, die die silbernen AN-Riesenvögel baut. Georgi Braun, Untersergeant, hat noch ein halbes Jahr, dann geht er, Nationalität Russe, wieder zurück ins heimatliche

So ist das. Während dann die vier um ein bißchen Zeit bitten, um sich waschen und umziehen zu können, mache ich mit der Dolmetscherin einen kleinen Umweg ins Magazin. Dort gibt's übrigens an original sowjetischen Erzeugnissen bloß mehrere Zigarettensorten. Ansonsten sieht alles, von der russischsprachigen Beschilderung mal abgesehen, wie in einem Landwaren-Konsum eines mitt-

leren DDR-Dorfes aus. Abgesehen natürlich auch von den Uniformeffekten, oder zum Beispiel der Schirmmütze für 17,40 Mark.

Inzwischen hat unsere Bedienung solche Mützen auf, und wir spazieren gemeinsam durch die Dienststelle. Die ist nicht allzu groß, die Kasernengebäude stammen aus den dreißiger Jahren, wurden seitdem natürlich mehrfach weiß gekalkt. Notwendiges wurde dazugebaut. Im Gelände stehen viele Laubbäume, und mittendurch fließt ein Bach. Es gibt sogar einen Goldfischteich, gut gepflegt, mit Bänken drumherum. Die Dolmetscherin, Russin aus dem Nordkaukasus, die schon lange mit einem DDR-Bürger verheiratet ist und also in der DDR lebt, staunt über die freundlich wirkende Kasernenanlage, die fast heimelig scheint. Sie meint, die Soldaten könnten hier gut dienen, vergleichsweise nicht einmal so weit von der Heimat weg. Ihr Sohn nämlich, der in der DDR zur Schule gegangen sei, dann ein Jahr in Leningrad studiert habe, schreibe jetzt Briefe aus einer weltabgeschiedenen Gegend in der ostsibirischen Taiga, wo er bei einer Raketeneinheit Dienst tue. Schon bei der Begrüßung hatte mir der Politstellvertreter des Artillerieregiments erzählt, daß die Musterungsüberprüfungen der Soldaten für ihren künftigen Einsatz zunehmend gründlicher erfolgten. Er selber sei für zwei Monate in die Heimat abkommandiert worden, um geeignete Kandidaten für den Dienst im Ausland, beispielsweise in der DDR, herauszufinden. Schließlich, so der Oberstleutnant, müßten alle Soldaten als Vertreter ihres Landes hier die Sowjetunion repräsentieren.



Im Stab hatte ich eine Karte mit dem Kampfweg des Regiments gesehen, eine Karte, die wohl jedem Soldaten vom Anfang seines Dienstes an geläufig ist, die auch im Traditionskabinett, russisch



Alle Mann ziehen den Lauf der SFL durch. Soldat Logwinowitsch, der Fahrer, hat gerade einen Marsch von 500 Kilometern durchgezogen, und Sergeant Jewstawjew wartet die Elektronik des Mini-Polygons

Film interessiert. Bei der vierten, der Familienvorstellung, da koste es was: eine Mark für Soldaten und Kinder, zwei für Offiziere und Zivilisten …

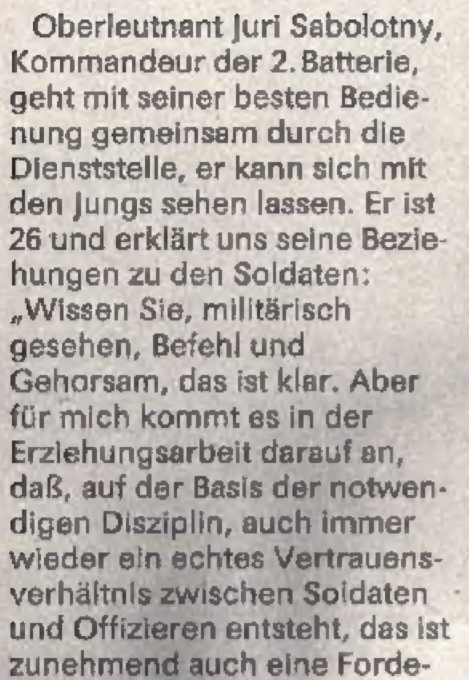
Rockkonzerte sowjetischer Gruppen habe es in der Kaserne auch schon gegeben; natürlich bloß Konzerte, die Soldaten hätten hier drinnen ja schließlich niemanden zum Tanzen. Der Benjamin der Bedienung wird übrigens bald



„Museum des Ruhmes", wiederkehrt: Gegründet im sibirischen Tomsk, über Omsk und Elez in die erste verlustreiche Begegnung mit der faschistischen deutschen Wehrmacht in Kastornaja. Dann Stalingrad, die Überquerung des Dnjepr, Kämpfe um Tiraspol (Moldawien), Belorußland, Warszawa, Poznan, schließlich Berlin. Ein Garderegiment, das für den Sieg über die Faschisten seinen Blutzoll entrichten mußte, das nach der letzten Schlacht den Namen „Berliner Artillerieregiment" erhielt. Auch heute, nach gut vierzig Jahren am anderen Standort, heißt es noch so.

Achtzehn, neunzehn, zwanzig Jahre alt sind die Wehrpflichtigen. Unser Sergeant und seine beiden Altgedienten berichten mir unter dem Staunen des Neuen, was sie schon alles erlebt hätten. Zu mehreren gemeinsamen Feiern seien sie im FDJ-Jugendklub der Garnisonstadt gewesen, hätten sich auch mit DDR-Soldaten getroffen. Und im Jugendklub des Patenbetriebes lernten sie manchen FDJler kennen. Einige junge Ingenieure, die in der Sowjetunion studiert haben, seien ganz wunderbare Gesprächspartner gewesen, von denen eine Menge über die DDR zu erfahren war. Leonid Kostjuk versichert, daß es auch gar nicht so selten sei, daß man im Gruppenausgang abends ins Kino der Garnisonstadt gehe, jetzt im Herbst beispielweise zum Festival des sowjetischen Films. Und in der Kaserne selber gibt's dreimal in der Woche kostenlos Kino, dort gehe man hin, wenn einen der

selber Musik machen, die Instrumente sind schon da, nur der Studioraum im Klub muß noch schallisoliert werden, dann wird die regimentseigene Blasmusik losgehen. Man könne dabei auch auf die Unterstützung eines Musikkorps der DDR-Grenztruppen rechnen. Wie er gehört habe, spielte diese Formation auch schon öfter in der Dienststelle und hätte darum den besten Ruf.



Oberleutnant Juri Sabolotny, Kommandeur der 2. Batterie, geht mit seiner besten Bedienung gemeinsam durch die Dienststelle, er kann sich mit den Jungs sehen lassen. Er ist 26 und erklärt uns seine Beziehungen zu den Soldaten: „Wissen Sie, militärisch gesehen, Befehl und Gehorsam, das ist klar. Aber für mich kommt es in der Erziehungsarbeit darauf an, daß, auf der Basis der notwendigen Disziplin, auch immer wieder ein echtes Vertrauensverhältnis zwischen Soldaten und Offizieren entsteht, das ist zunehmend auch eine Forderung unserer Kommunistischen Partei. Ich stelle mich dieser Aufgabe! Sicher ist es nicht gerade einfach, immer ein Vorbild zu sein."

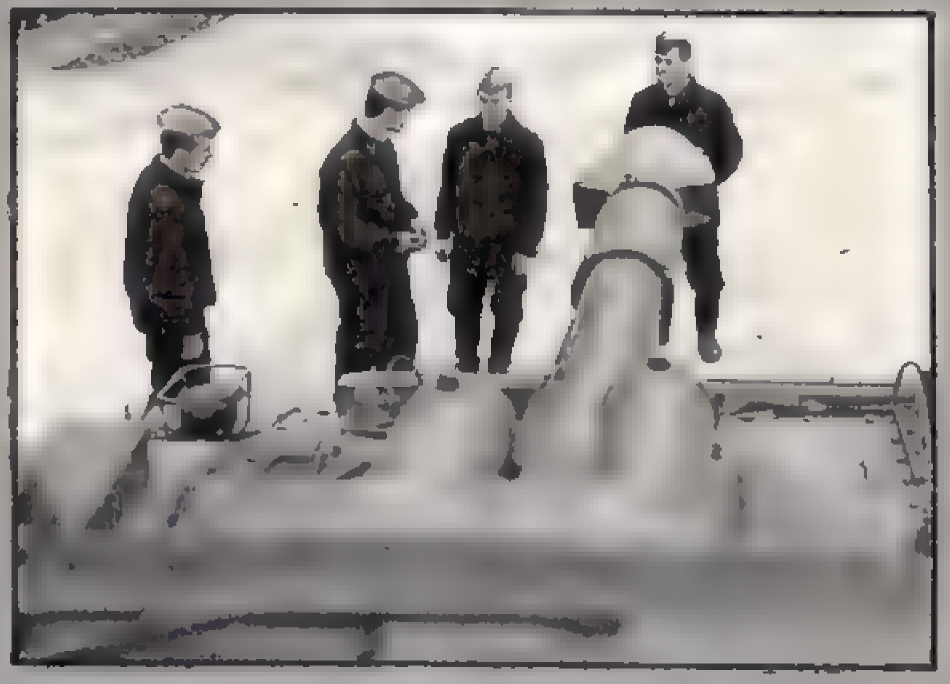
Im blitzblank gewienerten Batteriebereich sehen wir uns die Räume an: Wirtschaftsraum mit Bügel- und Schuhreparaturecke, Leninzimmer und Schulungsraum. Im Batterieschlafsaal bekomme ich eine Vorstellung, wie der Batteriechef seine Bemerkung über das Vorbild Offizier auch gemeint haben könnte: Die Bettenreihe beginnt nämlich



mit dem Ehrenbett, das auch Kostjuks Bedienung morgens schon oft gerichtet hat. Und der hier Geehrte war auch ein Offizier, Batteriechef. Die Batterie trägt laut Befehl Nr. 226 des Verteidigungsministers der UdSSR vom 17. Juli 1965 den Ehrennamen „Oberleutnant I. S. Schuklin." Das ist auf einer Spiegelglastafel nachzulesen. Auf einer zweiten Tafel der Erlaß des Obersten Sowjets der UdSSR, mit dem am 26. Oktober 1943 postum der Titel „Held der Sowjetunion" an den Oberleutnant



Park-Tage. Drinnen im Gefechtspark ist die Technik längst wieder blitzblank, draußen in der Unterkunftszone fallen die Blätter von den Bäumen. Leonid Kostjuk im Schlafsaal.



verliehen wurde. Unterschrift: Vorsitzender M. Kalinin, Kreml, Moskau. An der Wand hinter dem von vier Granaten eingefaßten Ehrenbett befindet sich eine ein mal drei Meter große Spiegelglasscheibe, auf der eine Kampfsituation dargestellt ist: Der Oberleutnant, so steht es geschrieben, habe dreißig feindliche Panzer vernichtet, bevor er fiel. Vervollständigt wird die Ehrenecke von einem hinterleuchteten Großdia mit dem Porträt des Helden, eines damals sehr jungen Offiziers. Daneben ist der Heldenstern in 35 Zentimeter Durchmesser nachgebildet. Unten auf dem Fußboden noch ein etwa quadratmetergroßes marmoriertes Podest mit einem Stern, aus dem die Nachbildung einer ewigen Flamme schlägt. So ist für alle Soldaten und Sergeanten der Batterie die stetige Anwesenheit heroischer Kriegserinnerung alltäglich.

Über eine andere Sache, die ihre jetzigen Offiziere betrifft, haben sie nicht gesprochen. Der Politstellvertreter des Regiments führt uns ganz stolz in ein Gebäude, dessen erster Raum wie eine gewöhnliche Lehrklasse aussieht. Dahinter aber das, was zu sehen und auch zu hören ist: Das kleine Artillerie-Polygon. Ich höre es schießen. Aber kein Geschützdonner, sondern das Geräusch trockener Kleinkaliberschüsse. Aufspritzender Sand. Hinter einem Steuerpult und dem Fenster sieht man auf eine Modellandschaft, zwölf Meter breit und 22 Meter tief. Im Maßstab 1:250 ist das ein Schießplatz, auf dem Artillerieschießübungen simuliert werden können. Oben an der Decke, ferngesteuert, befinden sich Kleinkaliberpistolen. Kein Spiel, wie ich von Oberleutnant Filimow, einem Batterieoffizier, höre, der gerade vom Trainer, Hauptmann Maksimow, seine Aufgaben zugewiesen bekommt: Vernichtung der Kräfte und Feuermittel des Gegners. Zweimal in der Woche muß jeder Artillerieoffizier hier trainieren, damit er beim realen Schießen seinen Bedienungen die exakten Werte vorgeben kann.

Die vier von der Bedienung Sergeant Kostjuks haben mir über Feuerleitung, Strichwerte, Planchette und all die artilleristischen Fachdinge nichts erzählt. All das ist Artilleristenhandwerk. Man beherrscht es eben.

Text und Bild: Bernd Meyer

postsack

Der Schnurrbärtige



Freudig überrascht erblickten wir in AR 7/89 einen fast zu unserer Familie zählenden bulgarischen Freund. Nedko in seiner Paradeuniform als Trommler. Ja, er ist sehr stolz auf seinen unverwechselbaren Schnurrbart, zumal er eine von einem General bestätigte Bescheinigung besitzt, diesen Bart im Dienst tragen zu dürfen. Daß er die Uniform der Bulgarischen Volksarmee für längere Zeit angezogen hat, ist wohl darauf zurückzuführen, daß seine Angehörigen als Partisanen gegen die Faschisten kämpften. Wir lernten Nedko samt Familie (Foto) vor Jahren in der DDR kennen, es entwickelte sich eine feste Freundschaft. Groß wäre die Freude, wenn er hier in unserem Ort mal aufspielen würde. So etwas tat er übrigens schon 1988 beim Dorffest in Barkow am Plauer See.
Familie Seifarth, Malchow

Sehr lasch

Tagtäglich kann man beobachten, daß es mit der Grußerweisung durch NVA Angehörige — aber auch anderer bewaffneter Organe — sehr lasch und unmilitärisch zugeht. Hier bildet keine Charge eine Ausnahme. Dem Erscheinungsbild unserer Armee ist das leider nicht zuträglich.
Thomas Schmidt, Meiningen

Der Oberstleutnant überzeugt

Werte AR! Herzlichen Dank für die Hilfe — zusammen mit den Genossen des Kommandos LSK/LV — bei der Lösung meines Problems. In Neubrandenburg traf ich auf Oberstleutnant Martens. Dieser ist wirklich das, was ein Offizier sein sollte. Nicht nur, daß er sich ernsthaft meines Problems annahm, er sprach mit mir auch über andere Aspekte. Er erfüllte nicht schlechthin irgendeinen Auftrag, sondern setzte sich echt engagiert für mögliche Lösungen ein.
Unteroffizier Thomas Röher

Grüße gehen auf den Weg



Von den Reservisten an ihren ehemaligen Kommandeur Major Sagajewski
Gefreiter d. R. Claus-Uwe Barth, Halle

An meine ehemaligen Genossen der Grenz-Einheit in Berlin, Kompaniechefs waren die Majore Fleck und Baum (1972–74). Schreibt mal.
Unterfeldwebel d. R. Andreas Münnich, Am Markt 3, Lommatzsch, 8260

Für unsere drei Briefsoldaten Jörg Walter, Diego Schmidt und Andre Epperlein samt ihren Freunden.
Kinder und Erzieherinnen des Kindergartens Schellenberg

An die Genossen aus unserer KVP-Zeit in Frankenberg und Dresden: Rudolf Winter, Ruschke usw. Vielleicht meldet sich der eine oder andere.
Margot und Rudolf Rahnfeld, PF 16, Mochau, 7301

Für die Genossen der Einheit Koch — insbesondere den Kommandeur — im Soja-Kosmodemjanskaja-Regiment.
Feldwebel d. R. Matthias Gregori, Neubrandenburg

An alle, die meinen Vater, Major Rainer Studré, kannten. Über Post von Berufssoldaten (auch künftigen) würde ich mich freuen.
Antje Studré, Str. d. Solidarität 30, Leipzig, 7066

Genossen aus den KVP-Objekten Quarmbeck, Eggesin, Prora und Halle 1952 bis 1955: Schreibt doch mal!
Hans-Dieter Böttge, Lange Str. 25, Wienrode, 3721

Gibt es eine Chance?

Mit meinem Freund — ich lernte ihn während der Armeezeit kennen — bin ich ein Jahr glücklich zusammen. Er wird jetzt entlassen. Er hat große Angst, daß ich ihn dann verlasse, genauso wie seine Exfrau, denn er meint, alle Frauen seien gleich. Ich versuche schon lange, ihm das auszureden, aber er glaubt mir nicht. Ich bin verzweifelt, was soll ich machen? Ich möchte doch mit ihm zusammen bleiben, auch wenn wir örtlich getrennt sind — er wohnt an der Ostsee — und wir uns nur selten am Wochenende sehen werden können.
Silke Kühn, Potsdam

AR-Frage an Euch: Was soll Silke machen? Hat ihr Freund recht mit seinen Zweifeln? Welche Erfahrungen habt Ihr gemacht, was könnt Ihr Silke raten?

Gesucht werden ...

Jens Lorenz aus einer Zittauer Dienststelle
Frank Deckert, K.-Barthel-Str. 29, Bergen, 2330

Mein ehemaliger Federkriegspartner, Unterfeldwebel Jörg Sickert, PF 40 175, Mengelrode, möchte doch ein Lebenszeichen geben.
Renate Schelle, Mühlplatz 6, Karsdorf, 4806

Absolventen des Fähnrichlehrgangs (Grenzer) 1986–1988. Allen Genossen, denen 2/16 (KC Major Koch, ZF Hauptmann Steyer) noch was sagt, sollten sich melden. Geplant ist ein Treffen.
Feldwebel Frank Weiland, F.-Kuhnert-Str. 23, Bad Muskau, 7582

Meine ehemalige Panzerbesatzung aus dem Jahre 1960: Unterfeldwebel Manfred Frick, Gefreiter Manfred Claus, Soldat Dieter Schulz
Unteroffizier d. R. Heinz Gummert, Lindensiedlung 12, Velten, 1420

Simone Schmidt, die z. Zt. in der NVA dient.
Andreas Saeder, am Stein-Kreuz 1b, Mücheln, 4207

ÜBRIGENS läßt man zuweilen jemanden zur Ader, um etwas zu erreichen.

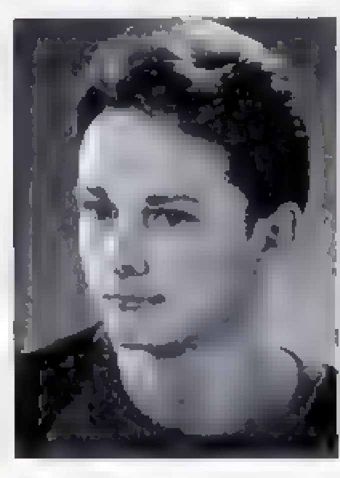
Schnell gehandelt

Mein Mann ist seit dem letzten Jahr Leutnant. Kurz nach dem Einzug in die neue Wohnung am Standort gebar ich unseren Jens. Zu Hause und in der Nacht. Mein Mann befand sich im Feldlager. Die Hausmannsfamilie kümmerte sich um alles, verständigte Krankentransport, Dienststelle, meine Eltern, betreute unseren einjährigen ersten Sohn. Schon am Abend besuchte mich mein Mann. Ich möchte damit mal zeigen, wie schnell die Armee in schwierigen familiären Fällen reagiert.

Heike Helbig, Hohenmölsen

Hallo, Grenzer!

Ich bin Maik (Foto) und interessiere mich sehr für die Grenztruppen, denn ich möchte dort mal Unteroffizier werden. Ich grüße alle Genossen, die derzeit ihren Grenzdienst versehen.



Maik Maas, Groß Bisdorf

Künftige Berufssoldaten

... möchten sich informieren und suchen deshalb Briefpartner: Matthias Schrader, Weckenstedter Weg 54, Wernigerode, 3700 (Offizier, -schüler der Flugsicherungstruppen) – Ronny Rau, F.-Schubert-Weg 2, Neustadt, 6710 (Politoffizier, -schuler) – Matthias Noack, Ortsstr. 108, Dreitzsch, 6711 (Offz. der Raketentruppen).

gefragte fragen

Wer verbirgt sich dahinter?

In einer Zeitschrift wurde das Fliegerausbildungsgeschwader „Leander Ratz" der NVA vorgestellt. Wer ist oder was war der Namensgeber?

Uwe Hinz, Karwe



Leander Ratz (Foto), gelernter Schlosser, war Offizier in den bewaffneten Organen der DDR in ihren ersten Jahren. Er baute die Volkspolizei-Luft mit auf, leitete einen Aeroklub, führte dann als Kommandeur eine Fliegerdivision sowie die damalige Fliegerschule der NVA in Bautzen und leistete Wesentliches bei der Erziehung und Ausbildung der Kader unserer Luftstreitkräfte. 39jährig, verunglückte Oberst Ratz am 30. 5. 1962 bei einem Flugzeugabsturz tödlich.

Weiter ausgezahlt?

Bekomme ich auch während der Schwangerschaftswochen und später im Babyjahr mein Verpflegungsgeld?

Fähnrich Manuela Scholz

Da Sie weiterhin Armeeangehörige bleiben, wird es auch während dieser Dienstbefreiung gezahlt.

Umgestellt

In der Sowjetunion werden etliche Betriebe, die bisher für die Verteidigung arbeiteten, in die zivile Produktion einbezogen. Um wieviel Werke handelt es sich da?

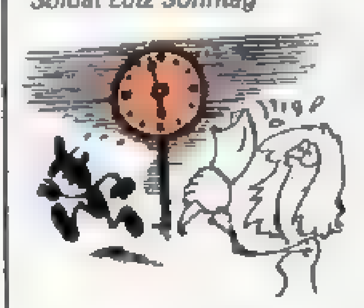
Unteroffizier Silvio Kammeier

Zur Zeit sind es rund 350 Betriebe und 200 Forschungsinstitute. In diesem Jahr werden 40 % der entsprechenden Produktion umgestellt; bis 1991 erhöht sich dieser Anteil auf 50 und bis 1995 auf 60 %.

Gemeinsamer Ausgang

Ich bin verheiratet. Wenn mich meine Frau am Sonntag am Standort besucht, kann mir Ausgang bis sechs Uhr gewährt werden, so habe ich's gehört. Stimmt das, und gibt es Standorterweiterung?

Soldat Lutz Sonntag



Sie können verlängerten Ausgang bekommen, die Rückkehr richtet sich nach den örtlichen Umständen. Der Aufenthalt ist in der Regel auf den Standortbereich zu begrenzen.

Störenfriede

Oft diskutieren wir über die fortwährenden Kämpfe in Afghanistan, über den Tod vieler unschuldiger Zivilisten. Wieviel Mann umfaßt eigentlich die bewaffnete Opposition, die dem Land keinen Frieden gönnt?

Oberfeldwebel Elgar Timm

Die Stärke der regierungsfeindlichen Formationen auf dem Territorium Afghanistans beträgt etwa 200 000 Mann, darunter laut TASS auch 3 300 Bürger arabischer Staaten, vor allem Saudi-Arabiens, und 1 400 Angehörige pakistanischer Stammesformationen. Unter diesen befinden sich auch Militärberater aus den USA und anderen westlichen Ländern.

Wann erscheint es?

Nämlich das Militärtechnische Heft „Standardpanzer", welches für 1989 angekündigt war?

Thomas Schilling, Dallgow

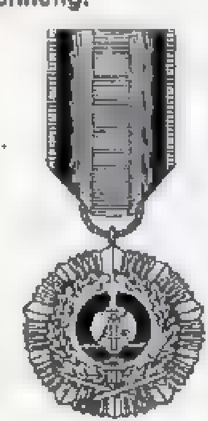
Es mußte auf 1990 verschoben werden.

Wird in drei Klassen verliehen

1989 wurde dem Verteidigungsminister der KDVR der Militärische Verdienstorden der DDR verliehen. Könnten Sie den Orden abbilden?

Manfred Dreyer, Grevesmühlen

Wie gewünscht: siehe Zeichnung.



Bei uns geht es einfacher – mit einem Brief:
Redaktion „Armeerundschau", PFN 46 130, Berlin, 1055



T-55-Schicksal

600 Panzer mustert die NVA aus, davon sollen 150 in der Volkswirtschaft zum Einsatz kommen. Als was und wo werden diese dann gebraucht?
Gefreiter Jens-Uwe Hermes

Umgerüstet können sie als Berge-, Zug-, Montage-, Werkstattfahrzeuge in der Forst- und Landwirtschaft, im Verkehrs- und Bauwesen arbeiten. Etliche T-55-Fahrgestelle werden bald in Braunkohlentagebauen als Hebegeräte mit einem 12,5-t-Kran (Foto) anzutreffen sein.

Und der Jüngste in der SU?

In einem Postsack habt ihr den jüngsten General der NVA vorgestellt. Wie sieht's damit in der Sowjetarmee aus?
Gefreiter Dingo Almstädt

Der jüngste dort ist Generalmajor Nikolai Viktorowitsch Stasko, General bei den Luftlandetruppen. Er wurde am 28. 8. 1951 geboren und absolvierte die Militärakademie „M. W. Frunse". Übrigens gibt es z. Zt. in den sowjetischen Streitkräften 27 Generäle, die 40 Jahre und jünger sind, die meisten davon dienen bei den Luftlandetruppen.

Mehr Stipendium?

Meinen dreijährigen Ehrendienst werde ich um ein halbes Jahr verlängern, danach studieren. Studenten, die drei Jahre Wehrdienst auf Zeit leisteten, haben Anspruch auf ein monatliches Stipendium von 300 Mark, diejenigen, die vier Jahre dienten, auf 400 Mark. Ergibt sich daraus, daß ich nach 3 1/2 Jahren 350 Mark bekomme?
Unteroffizier Jens Paul

Nein, die genannten Beträge sind Festgrößen, eine Aufteilung der Zeiten und demzufolge auch der Summen erfolgt nicht. Es gelten die Mindestjahre. Sie erhalten also 300 Mark.

Die Medaille auch für uns?

Aus dem Postsack erfuhr ich über die Auszeichnung eines Kollektivs mit der „Verdienstmedaille der NVA" für jahrelange erfolgreiche Wettbewerbsteilnahme. Meine Einheit – ich diene bei den Grenzern – erreicht inzwischen den 26. Bestentitel in Folge, mein Zug erkämpfte den 12. Titel. Auszeichnungen in der genannten Form waren mir bis jetzt unbekannt. Was legt die Dienstvorschrift bei derartigen Ehrungen fest?
Oberleutnant Jens-Uwe Löwe

In der Wettbewerbsdirektive wird man solch eine Bestimmung vergebens suchen. Maßgebend sind hier die Ordnungen über die Verleihung der Verdienstmedaille der NVA bzw. der Grenztruppen der DDR. Sie legen fest, daß neben Einzelpersonen auch Kollektive damit geehrt werden können.

gruß und kuß

Viele, viele davon gehen auf die Reise vom Mäuschen Ilona an ihren Mann, Soldat Michael Löbner; von Annett aus Hennigsdorf zu ihrem Schatz Ingo Spiewack, dem Fähnrichschüler in Prora; Elke Cernitz an Offiziersschüler Jens Knauer (ZPL „Rudi Arndt" Oybin!); Sandra, Klein-Werni und Conny an den Soldaten Werner Kolke; einer anderen Sandra an ihren Schatz, den Feldwebel André Klatt. Stolz auf den starken, mutigen Papa, den Matrosen Peter Wiesner, sind seine Heike und Töchterchen Steffi, die besondere Sonnenkußchen mitschickt. Feldwebel Heiko Libert, im Diensthabenden System eingesetzt, wird von seiner Mutti herzlich umarmt.

hallo, ar-leute!

Euer Mini-Magazin

... könntet ihr ruhig jeden Monat veröffentlichen, das wäre doch machbar.
Uwe Grzonka, Schwarzenberg

Wir wollen aber die Spannung auf 60 Tage erhöhen!

Und das Mädel?

Große Klasse die kleinen Judo-Jungen im Juliheft. Sehen wir uns das große Aufmachungsbild richtig an, wie sich alle zehn verbeugen: ein Mädel ist dabei. Leider wurde von ihm nicht gesprochen. Bestimmt hat es aber verdient, genauso vorgestellt zu werden wie die Jungs.
Horst Ballenthin, Ramin

Werde genauer hinschauen

AR 8/89: Na ja, das Minimagazin war nicht toll. Aber „Augen im Dornbusch" – sehr gut. Da erfährt man nicht nur etwas über den Alltag der Grenzer, sondern bekommt noch eine Menge über die Insel und ihre Probleme dazu. Wenn ich demnächst nach Hiddensee fahre, werde ich bewußter dort entlanglaufen und auch den Leuchtturm mal besuchen.
Kathleen Schuler, Lübbenau

Aber die Einzelfälle!

Ich bin seit 1975 bei der Truppe, die AR war mir bis jetzt nie langweilig – bis auf ein paar Ausnahmen.
Angelika Ahlert, Brandenburg

Wenn – dann!

Nun ist mein Mann ebenfalls einberufen worden, als Matrose bei der Grenzbrigade Küste. Sicherlich werden wir auch nach Ablauf des Wehrdienstes weiterhin Leser der AR bleiben – wenn das Niveau dieser Zeitschrift so bestehen bleibt.
Heike Wiesner, Rostock

An uns soll es nicht liegen!

Kein sauberes Bad

Die Foto-Collage zum Bericht über die Panzerwäsche im Augustheft („Freitags wird gebadet") ist Euch nicht gelungen. Diese mickrige, unscharfe und graue Fotozusammenstellung reizt nicht gerade zum Weiterlesen.
Unterfeldwebel Kai Unnstedt

postsack

Redaktion: Horst Spickereit
Bild: Archiv, privat, Wohlbrandt, ZB
Vignetten: Achim Purwin

General Reymanns Verbindungen

Über diesen Beitrag (AR 8/89) freute ich mich besonders, war ich doch selbst zwei Jahre in einer Fernschreibstelle tätig. Über Arbeitsmangel konnte man sich nicht beklagen, schon deshalb, weil einige Planstellen nicht besetzt waren. Trotzdem: Der Dienst war angenehm, wenn auch kein Zuckerlecken. Manchmal war es ganz schön hart. Da waren gute Nerven und Stehvermögen gefragt.

Jens Thiele, Ortmannsdorf

Beistand

Mein Mann leistet zu Zeit seinen Grundwehrdienst. Mit Ihren Beiträgen hilft mir die AR, die oft schwere Zeit der Trennung zu überstehen.

Ilona Löbner, Borna

Gemüse-Allerlei

Als ich zum erstenmal Eure AR gelesen hatte, war ich wirklich angenehm überrascht, was alles so darin steht. Viele Fragen, die ich auch manchmal habe, wurden beantwortet. Am interessantesten sind die Postsackseiten. Da geht es so richtig quer durch den Gemüsegarten.

Claudia Doede, Eisenach



Mir gefällt

.. vor allem, mit welcher Sachlichkeit und kameradschaftlicher Offenheit Fragen im Komplex „Was ist Sache?" beantwortet werden.

Hans Quaas, Ostrau

Ahnungslos

Wenn Ihr keine Ahnung habt von Sängern, wie sie geschrieben werden, dann laßt es lieber sein (Rücktitel Augustheft). Ralf Bursy schreibt sich mit f und nicht mit ph.

Ute Krotky, Großjes

AR als Heiratsvermittler?

Eines gehört meiner Meinung nach nicht in die AR: die Rubrik Soldatenpost. Dafür gibt es doch andere Zeitungen. Viele Jungen und Mädchen machen sich doch oft einen Jux daraus, um ihre Langeweile zu vertreiben. Für diese Seite sollte man lieber ein schönes Mädchenfoto für den Soldatenspind bringen!

Unteroffizier d. R. H. Gummert, Velten

Soll die Redaktion dem folgen? Und wie ist das mit dem Jux?

Wenn die AR nicht wär

Manchmal ist es nicht einfach, auf Fragen, die das Soldatenleben betreffen, eine Antwort zu geben, deshalb greife ich oft auf die AR zurück. Viele Beiträge kann ich bei Diskussionen mit meinen Schülern verwenden.

Astrid Müller, Meißen

Von Lyrik beeinflußt

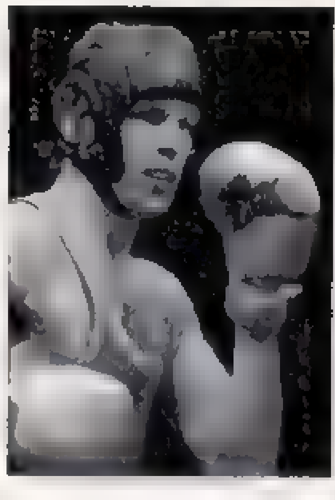
Ich finde es gut, daß man in der AR auch das Neueste aus der Musikszene erfährt oder sich über Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt informieren kann. Am liebsten lese ich das, was Soldaten über Soldaten schreiben. Vor allem die Gedichte sind oft sehr schön und poetisch, man kann die Empfindungen der Verfasser gut nachfühlen.

Grit Müller, Bautzen

Auflösung des Preisausschreibens in AR 8/89

Achtertest

Er ist die physische Überprüfung der „frischgebakkenen" Soldaten auf Herz und Nieren, genauer: auf Schnelligkeit, Kraft, Ausdauer und allgemeine Beweglichkeit in acht speziellen athletischen Disziplinen. Wir fragten, welche Leistungen die Armee als Mindestanforderungen erwartet. Für die meisten unserer Preisausschreibenmitmacher waren die richtigen Anworten – als Mindestanforderung, um unter die Preisanwärter zu kommen – keine Hürde: 100-m-Lauf in 14,6 s (c), 20 Liegestütze (b), Klettern am Vertikaltau in 18 s (c), 6,00 m im Dreierhopp (b), 6 Klimmzüge (a), 3000-m-Lauf in 13:20 min (a), 32 m im Handgranatenwurf (b), 400-m-Sturmbahn in 2:40 min (a). Dafür nun erhalten (durch das Los ermittelt): 200 M Sabine Weber, Gera-Lusan, 150 M Soldat Lutz Pöhlmann, Storkow, 100 M Soldat Lutz Kühnel, Drewitz-Süd, je 50 M Antje Schmerl, Senftenberg-See, Nico Bratz, Bartmannshagen, Soldat Jens May, Stahnsdorf, Lars Behrendt, Paplitz. Weiter gingen 10mal 20 M und 10 Bücher des Militärverlages auf die Reise. Herzlichen Glückwunsch.



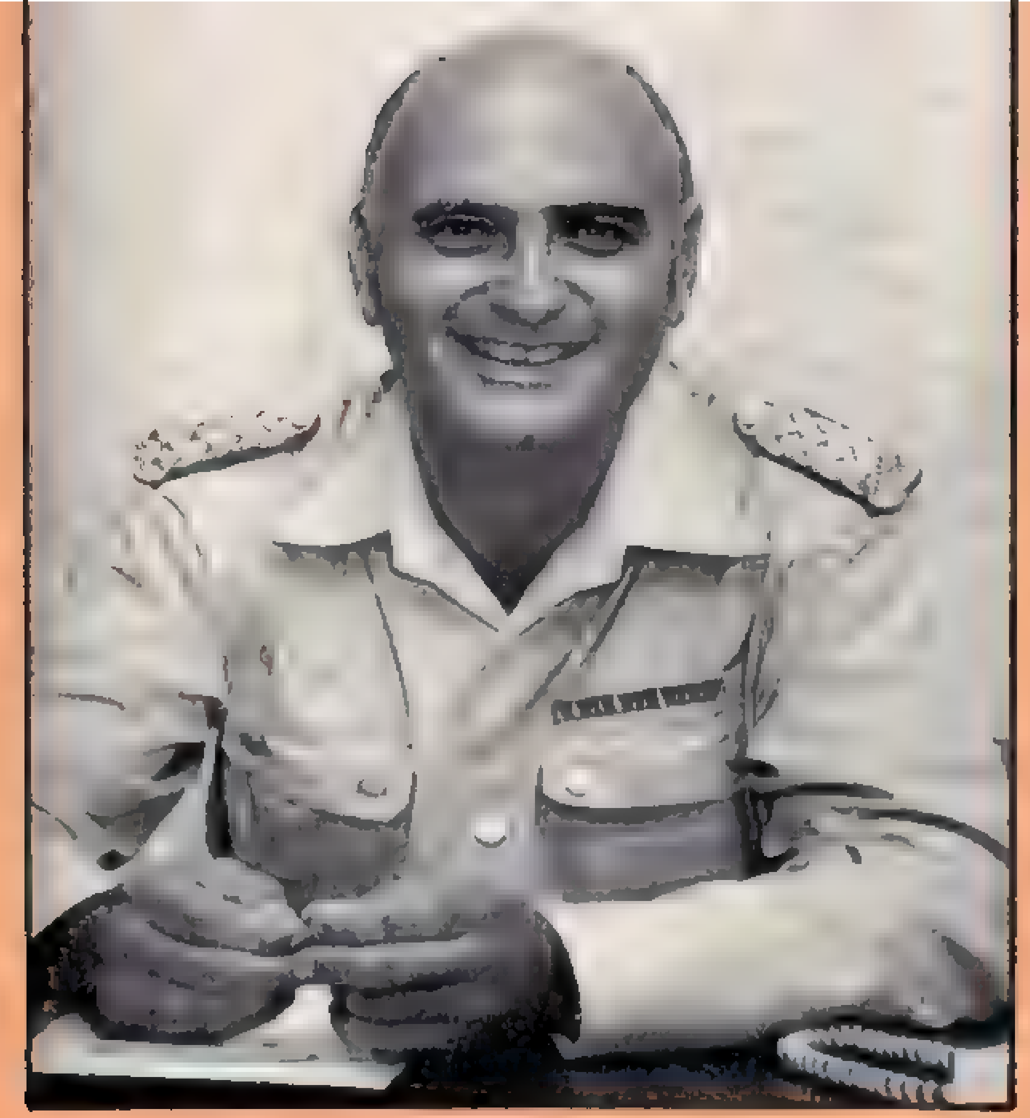
Henry Maske

... vom ASK Vorwärts Frankfurt (Oder) ist bekanntlich der erste DDR-Boxer, der Weltmeister wurde. Grund genug, ihn zu besuchen; was AR-Reporter dabei notierten und fotografierten, findet Ihr im Januarheft 1990. Wir berichten vom letzten Flug eines MIG-Piloten des jüngst aufgelösten Jagdfliegergeschwaders, über Pioniertaucher der Tschechoslowakischen Volksarmee und bulgarische Panzersoldaten. Auf zwei Farbseiten stellen wir äthiopische Orden und Medaillen vor. In der Reihe MILITARIA: Der Petersburger Blutsonntag von 1905. Die aktuelle Umfrage trägt den Titel: „Wer ist ein strahlender Held?" Es gibt eine „Neujahrsgeschichte" von Valentin Katajew, ein neues POP-spezial und all unsere ständigen Rubriken in neuem gestalterischen Gewand

in der nächsten




Justitia
in Steingrau
AR berichtet
über die Arbeit
der Militärjustiz
und sprach mit
Oberstleutnant
Stefan Arnold,
einem
Militärstaatsanwalt



Schild und Schwert trägt er am Uniformärmel: Oberstleutnant Stefan Arnold, Militärstaatsanwalt. Verantwortlich für die Wahrung von Recht und Gesetz in den Luftstreitkräften/Luftverteidigung, ist seine Kompetenz die eines Bezirksstaatsanwaltes.

Eine leichte Wegstrecke war es nicht, die ihn an diesen Platz führte: Im VEB Pressen- und Scherenbau seiner Heimatstadt Erfurt hatte er einstmals Bohrwerksfacharbeiter gelernt, kam 1964 als Soldat auf Zeit zur Armee, wurde als Richtfunkmechaniker für Panzerabwehrlenkraketen und als Militärkraftfahrer ausgebildet, zum Gefreiten befördert und als VS-Stellenleiter eingesetzt, nunmehr Berufsunteroffizier. Brennend, brennend jedoch interessierte er sich für Kriminalistik. Und zum Unwillen seiner Vorgesetzten, die ihn nicht gern hergaben, bemühte er sich hartnäckig darum, an die Fachschule des Ministeriums des Innern in Aschersleben delegiert zu werden. Er verließ sie nach drei Jahren Kriminalistikstudium als Offizier der Kriminalpolizei, Unterleutnant und Untersuchungsführer.

Seine ersten Fälle untersuchte und klärte er im Grenzgebiet zwischen Brocken und Fichtelberg. Und lud sich wieder ein Studium auf, nun für sieben Jahre und neben dem Dienst. Später, bereits als Militärstaatsanwalt, saß er unter Studenten der Humboldt Universität zu Berlin. Es waren Piloten und Luftfahrtspezialisten, mit denen er studierte. Ihr gemeinsamer Arbeitsgegenstand: die Sicherheit im Flugverkehr. Schließlich führte sein Weg noch nach Moskau, wo er Gesellschaftswissenschaften an einer Akademie des Zentralkomitees der KPdSU studierte.

Ein hochspezialisierter Mann und erfahrener Praktiker also, dieser Arbeiterjunge von einst. Oberstleutnant Stefan Arnold steht für eine ganze Generation heutiger Militärjuristen.

An ihn nun die Frage, warum es überhaupt Militärjustiz, Militärstaatsanwälte und Militärrichter geben muß, da es doch nur ein Strafrecht der DDR gibt und vor dem Gesetz alle Bürger gleich sind.

„Es ist die Besonderheit des militärischen Lebens, die spezifische Rechtsschutzorgane erfordert, also heißt Fachleute, die Juristen und Militärs zugleich sind. Sie können Hintergründe, Umstände und Auswirkungen von Straftaten auf die Verteidigungs- und Gefechtsbereitschaft schneller und militärisch exakter untersuchen und beurteilen, wenn es um die strafrechtliche Verantwortung von Militärpersonen geht. Beispielsweise ein normaler Verkehrsunfall ist etwas anderes als ein Unfall, den ein Armeeangehöriger mit Militärtechnik im Ausbildungsgelände verursacht. Nehmen wir an, ein Soldat hat unberechtigt, also ohne Befehl seines Vorgesetzten, ein militärisches Fahrzeug benutzt und durch einen Unfall beschädigt oder gar zerstört. Im Klartext: Er hat, nehmen wir auch das noch an, unter Alkoholeinfluß einen Brückenlegepanzer oder eine Funkmeßstation der Luftverteidigung gegen einen Baum gefahren und schwer wiedergutzumachenden Schaden verursacht. Abgesehen davon, daß der Mann selbst schwer verletzt sein könnte und beträchtliches Volksvermögen zerstörte, können zudem schädliche Aus-

wirkungen für die Gefechtsbereitschaft seiner Einheit entstanden sein. Diese vielfältigen Zusammenhänge zu untersuchen und zu beurteilen kann nur Sache von Experten sein."

Wer ist denn im juristischen Sinne eine Militärperson?

„Das ist jeder, der ein Wehrdienstverhältnis begonnen hat, also aktiven Wehrdienst oder Reservistenwehrdienst leistet. Ab null Uhr jenes Tages, der im Einberufungsbefehl als Beginn des Wehrdienstes benannt wird, gilt er als Militärperson, und zwar mit allen Rechten und Pflichten. Und genau von der Minute an sind wir zuständig, wenn er geltendes Recht und Gesetz mißachtet."

Gilt das für alle Delikte?

„Ja, von der Rauferei im Ausgang bis zur Brandstiftung, vom gestohlenen Portemonnaie bis zur Spionage – um nur einmal die Palette der Möglichkeiten anzudeuten."

Was haben wir unter dem Begriff Militärstraftaten zu verstehen?

„Darüber gibt Kapitel 9 des Strafgesetzbuches präzise Auskunft. Darin aufgeführt sind Verletzungen der militärischen Disziplin, die von ihren Folgen und der Schuld des Täters her Vergehen oder Verbrechen sein können. Dies reicht von der schwersten Militärstraftat, der Fahnenflucht, über die unerlaubte Entfernung, die Befehlsverweigerung bis hin zur Verletzung bestimmter Dienstvorschriften. Ihnen allen ist Ungehorsam mit ganz bestimmten Folgen für die militärische Aufgabenerfüllung eigen. Verständlich, daß davon nur Militärpersonen erfaßt werden, es sei denn, ein Zivilist war unmittelbar Teilnehmer an einer solchen Tat."

Dürfen wir erfahren, wie es um die Kriminalität in der Armee bestellt ist?

„Dies voran: Die DDR gehört zu den Ländern der Welt mit sehr niedriger Kriminalitätsbelastung; betrachtet man die Entwicklung über einen längeren Zeitraum, erkennt man eine sinkende Tendenz. Lediglich fünf Prozent aller Straftaten sind im juristischen Sinne Verbrechen. Gemessen an weltweiten Ergebnissen, erzielen wir eine der höchsten Aufklärungsraten. Dennoch entsteht uns durch Straftaten jährlich hober materieller Schaden. Kein Maß, keine Zahlen indes reichen aus, um die Tragödien, den Schmerz und mitunter lebenslanges Leid zu benennen, das Vergehen und Verbrechen nach sich ziehen.

Kriminalität ist eine gesellschaftliche Erscheinung mit tiefreichenden historischen Wurzeln. Sie wird immer dort begünstigt, wo Unordnung, Egoismus, Disziplinlosigkeit, Schlamperei, Verantwortungslosigkeit herrschen.

Obwohl Kriminalität auch bei uns noch immer zur gesellschaftlichen Realität gehört, darf ich sagen: In unserem Land ist Rechtssicherheit tatsächlich erlebbar, und es gehört zur Lebensqualität in unserer Republik, vor Straftaten geschützt zu sein. Wir haben ein noch nicht dagewesenes hohes Niveau der Sicherheit und Gesetzlichkeit erreicht. Seit Jahren geht die Kriminalität in der Truppe deutlich zurück. Sie liegt heute weit unter dem sonstigen gesellschaftlichen Durchschnitt – und das trotz des ständig wechselnden Personalbestandes, ein Umstand, den ja kein einziger Betrieb in dem Maße zu verkraften hat."

Das ist beruhigend zu hören. Worauf führen Sie diese Erfolge zurück?

„Unter anderem tragen unsere Bemühungen um Rechtspropaganda ihre Früchte. Sozialistisches Recht ist grundsätzlich demokratisches Recht und damit für jeden anwendbar. Da muß es doch in unser aller Interesse sein, daß jeder die geltenden Gesetze und Rechtsvorschriften kennt, damit er sich nach diesen Normen des Zusammenlebens richten kann, auch dann, wenn er Soldat ist.

Außerdem verändert sich jenes komplizierte Gefüge, das wir so mühelos mit dem Wort Bewußtsein umschreiben. Hierzulande lebt der Mensch in sozialer Geborgenheit, er wird nicht bedrängt von materieller Not, der Schutz seiner Persönlichkeit und seiner Würde ist unantastbar – diese und viele andere Elemente unserer Lebenswirklichkeit sind natürlich daran beteiligt, wenn eine so menschenfeindliche und menschenunwürdige Erscheinung wie Kriminalität abnimmt. Allerdings, Grund zu beschaulicher Zufriedenheit haben wir keineswegs – jede Straftat schadet uns allen. Und begangen innerhalb der Armee, kann sie zu unvorhersehbaren Folgen nicht nur für den einzelnen führen.

Sehen Sie, in die Armee kommen Männer aller Bildungsgrade, aller Charaktere.

Ein jeder bringt seine Lebenssichten, Erfahrungen, Gewohnheiten mit, seine Auffassungen von Moral, Sauberkeit, Pflichtbewußtsein, Ordnung, Kameradschaftlichkeit, Achtung vor der Persönlichkeit und der Leistung anderer. Es ist doch klar, daß es da nicht nur vorbildliche Soldaten geben kann. Wer vorher faul, schlampig, habgierig, brutal gewesen ist, wird sich in der kurzen Armeezeit schwerlich zu einem grundsätzlich anderen Menschen wandeln. In die Armee kommt der Abiturient, der junge Genosse, der schon anerkannte Facharbeiter ebenso wie der kriminell Gefährdete, der Kneipenhocker. Trotz der Einschränkungen und Zwänge, trotz strenger Regeln und fast totaler Kontrollierbarkeit, die das militärische Leben kennzeichnen, kommt es dennoch zu Straftaten. Daß einer die Uniform anzieht, und zwar auf Befehl, verändert doch nicht schlagartig sein Verhältnis zu gut oder schlecht, zu Recht oder Unrecht."

Wovon gehen Sie in Gerichtsverhandlungen bei Strafantrag und Strafzumessung aus?

„Maß der Dinge ist nicht der bloße Gesetzestext, sondern ebenso der Mensch in seiner Konfliktlage und seiner ganz konkreten Schuld. Entscheidend für uns Militärjuristen ist vor allem dies: was ist tatsächlich notwendig, um erzieherisch auf den Mann einzuwirken, damit er nie wieder in seinem Leben straffällig wird? Nicht die Strafe um der Strafe willen steht im Vordergrund. Vielmehr muß der Mensch sich klar sein, daß ihm die Strafe wirklich droht, daß sie ihn tatsächlich trifft, wenn er sich schuldig macht. Darum ist die Verbreitung von Wissen um unser Recht ja so wichtig. Vorbeugen ist besser als heilen und allemal besser als bestrafen.

Glücklicherweise aber kann der größte Teil der begangenen Rechtsverletzungen im Rahmen der Disziplinarvorschrift geahndet werden. Daraus erwächst ein hoher Anspruch an die Kommandeure, es sich damit nicht leicht zu machen. Die Truppe antreten zu lassen und dem Übeltäter ein paar Tage Arrest überzuziehen, das kann wirklich jeder! Viel wirksamer als eine Arreststrafe, viel härter, beschämender, also erzieherischer ist die Auswertung des Delikts im militärischen Kollektiv. Manch einer hat mir schon gesagt: Lieber ein paar Tage Knast als nochmal die Augen aller Kumpels auf sich gerichtet sehen, wenn man am liebsten in die Erde versinken möchte. Glaube ich ihm gern!"

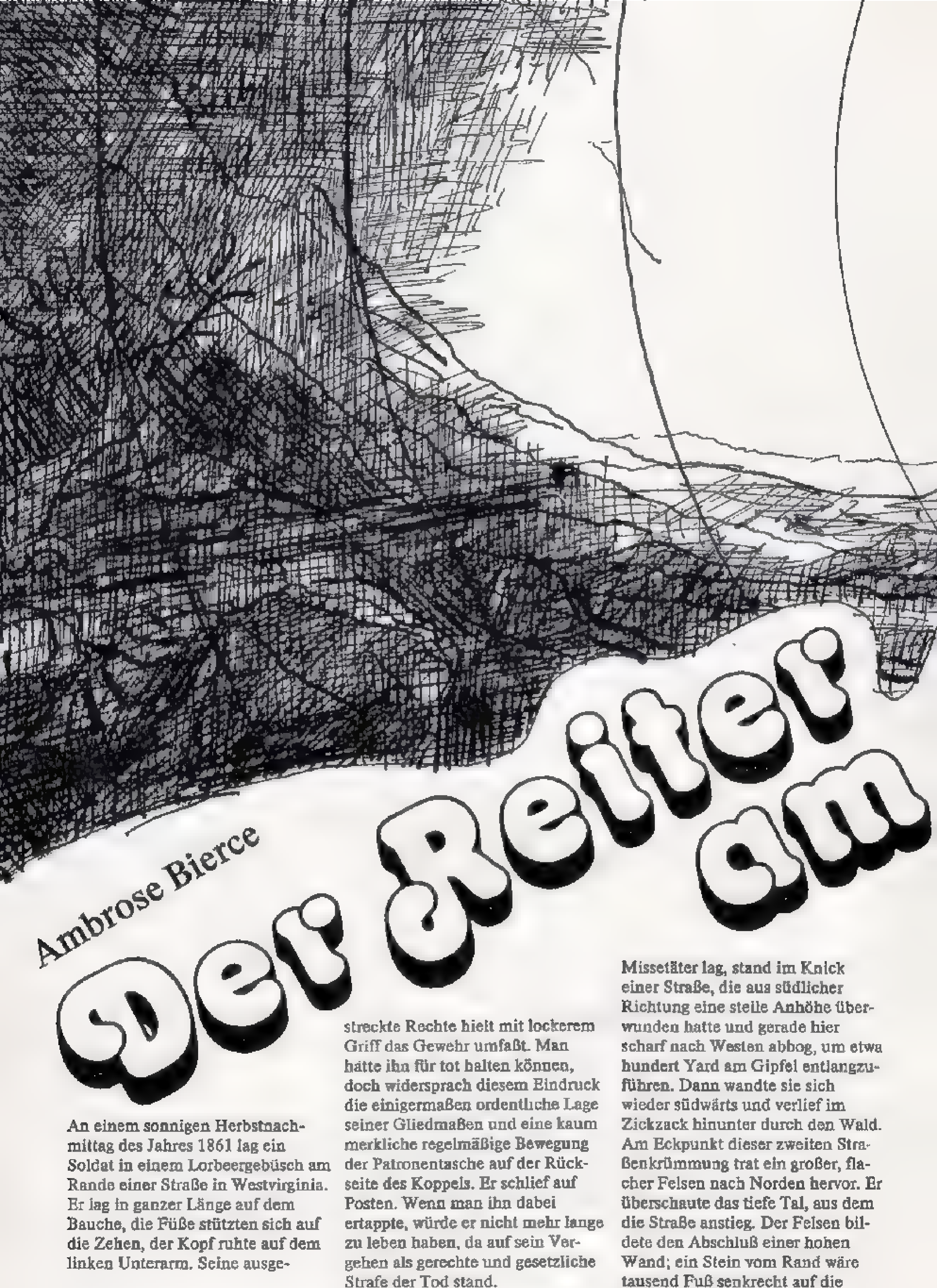
Was raten Sie dem jungen Mann, der zur Armee kommt, was kann er selbst tun, um nicht mit militärischen Vorschriften und dem Gesetz zu kollidieren und straffällig zu werden?

„Er soll sie ganz einfach respektieren und sich strikt nach ihnen richten. Die Vorschriften sind nicht nur gemacht, damit die Armee funktionieren kann – sie sind auch zum Schutz jedes Armeeangehörigen gemacht. Das sollte er wissen. Dienstvorschriften und seine Pflichten als Soldat ordentlich zu erfüllen, das hat nichts mit Kadavergehorsam zu tun, sondern mit der Bereitschaft gebildeter, erwachsener Männer, eine Notwendigkeit zu akzeptieren. Man sollte also die Armeezeit nicht nur als eine harte Herausforderung an Körper und Geist sehen, sondern auch als eine Zeit, die ebenso Gewinn bringt, Zuwachs an Fähigkeit, Menschenkenntnis, Lebensgefühl. Ich bin selbst Soldat gewesen, und mein erwachsener Sohn sammelt diese Erfahrung als junger Offizier.

Mein Rat kann nur sein: Der junge Mann, der seinen Wehrdienst ja in ureigenster Sache antritt, sollte die Herausforderung annehmen, bewußt und selbstbewußt. Er soll seine Freude am Mitdenken, am Mittun nicht vor dem Kasernentor zurücklassen. Den Mund soll er aufmachen und Gammelei, Unordnung, Kraftmeierei, wo es sie gibt, nicht feige übersehen. Er soll sein demokratisches Mitspracherecht wahrnehmen, auch als Soldat. Zivilcourage in der Armee – das ist kein Widerspruch! Es ist vielmehr Ausdruck von Selbstvertrauen, Verantwortungsgefühl, von Reife. Je mehr solche Stärken die Oberhand über jene Außenseiter gewinnen, desto weniger hat der Militärstaatsanwalt zu tun. Und das sollte mich nur freuen."

Für das Gespräch bedankt sich Karin Matthées.

Bild: Wolfgang Fröbus

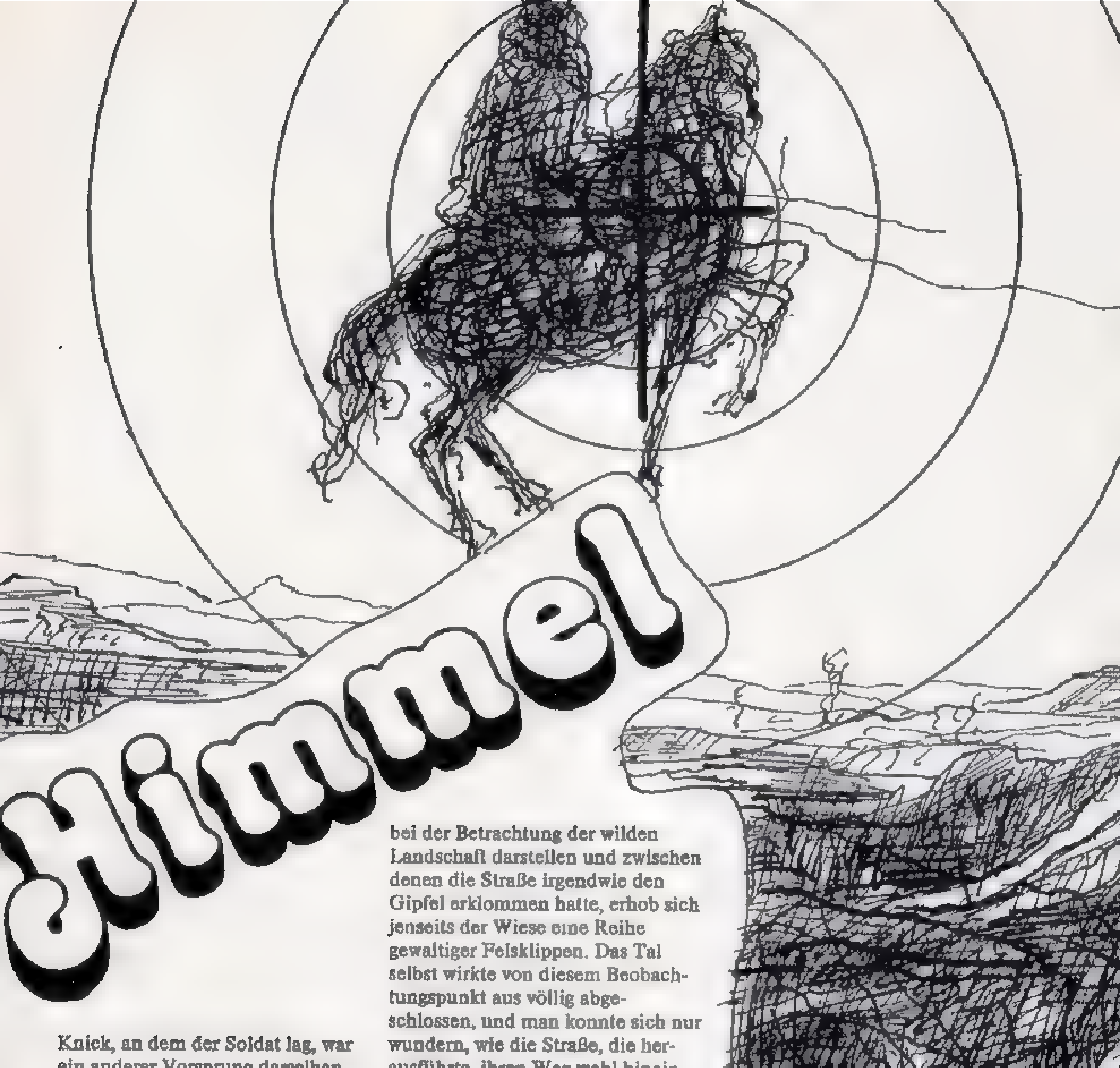


Der Reiter am

Ambrose Bierce

An einem sonnigen Herbstnachmittag des Jahres 1861 lag ein Soldat in einem Lorbeergebüsch am Rande einer Straße in Westvirginia. Er lag in ganzer Länge auf dem Bauche, die Füße stützten sich auf die Zehen, der Kopf ruhte auf dem linken Unterarm. Seine ausgestreckte Rechte hielt mit lockerem Griff das Gewehr umfaßt. Man hätte ihn für tot halten können, doch widersprach diesem Eindruck die einigermaßen ordentliche Lage seiner Gliedmaßen und eine kaum merkliche regelmäßige Bewegung der Patronentasche auf der Rückseite des Koppels. Er schlief auf Posten. Wenn man ihn dabei ertappte, würde er nicht mehr lange zu leben haben, da auf sein Vergehen als gerechte und gesetzliche Strafe der Tod stand.

Das Lorbeergebüsch, worin der Missetäter lag, stand im Knick einer Straße, die aus südlicher Richtung eine steile Anhöhe überwunden hatte und gerade hier scharf nach Westen abbog, um etwa hundert Yard am Gipfel entlangzuführen. Dann wandte sie sich wieder südwärts und verlief im Zickzack hinunter durch den Wald. Am Eckpunkt dieser zweiten Straßenkrümmung trat ein großer, flacher Felsen nach Norden hervor. Er überschaute das tiefe Tal, aus dem die Straße anstieg. Der Felsen bildete den Abschluß einer hohen Wand; ein Stein vom Rand wäre tausend Fuß senkrecht auf die Wipfel der Fichten gefallen. Der



Knick, an dem der Soldat lag, war ein anderer Vorsprung derselben Wand. Wäre der Posten wach gewesen, dann hätte er nicht nur eine Aussicht auf die kurze Strecke der Straße und den vorragenden Felsen, sondern auf den gesamten Steilabfall der Wand darunter gehabt, ein Anblick, bei dem ihm gut und gern hätte schwindlig werden können.

Die Gegend war – bis auf den Talgrund im Norden, wo sich eine kleine Wiese ausbreitete, die ein vom Talrand kaum sichtbarer Bach durchfloß – ringsum bewaldet. Die offene Stelle wirkte nicht viel größer als ein gewöhnlicher Vorgarten, erstreckte sich jedoch in Wirklichkeit über mehrere Morgen. Sie war von lebhafterem Grund als der Wald ringsum. Ähnlich den Felswänden, die unsern Standort bei der Betrachtung der wilden Landschaft darstellen und zwischen denen die Straße irgendwie den Gipfel erklommen hatte, erhob sich jenseits der Wiese eine Reihe gewaltiger Felsklippen. Das Tal selbst wirkte von diesem Beobachtungspunkt aus völlig abgeschlossen, und man konnte sich nur wundern, wie die Straße, die herausführte, ihren Weg wohl hineingefunden hatte, woher das Wasser des Baches kam, der über tausend Fuß tief unten die Wiese teilte, und wohin es floß.

Kein Landstrich ist zu wild und unwegsam – der Mensch macht ihn trotzdem zu einem Kriegsschauplatz; denn unten in diese militärischen Mausefalle, in der ein halbes Hundert Männer im Besitz der Ausgänge hätte eine ganze Armee bis zur Übergabe aushungern können, lagen im Walde verborgen fünf Regimenter der Unionsinfanterie. Sie waren den ganzen vorangegangenen Tag und die Nacht marschiert und rasteten nun. Bei Einbruch der Nacht würden sie dann wieder auf die Straße herauskommen, bis zu der Stelle hinaufsteigen, wo ihr unzuverlässiger Vorposten nun schlief, und, nachdem sie den jenseitigen Abhang des Bergkammes hinabgestiegen waren, etwa um Mitternacht ein feindliches Lager überfallen. Sie hofften es zu überraschen, da die Straße das Lager von hinten umging. Falls das mißlang, würde ihre Lage äußerst gefährlich werden; und es mußte mißlingen, wenn der Feind durch Zufall oder Wachsamkeit die Truppenbewegung bemerkte.

Der schlafende Posten im Lorbeergebüsch war ein junger Virgi-

nier namens Carter Druse. Er war der Sohn wohlhabender Eltern, als deren einziges Kind er so viel Behaglichkeit, Bildung und Wohlleben genossen hatte, wie Reichtum und Geschmack im Gebirgsland Westvirginias bieten konnten. Sein Vaterhaus war nur wenige Meilen von dem Platz entfernt, wo er jetzt lag. Eines Morgens war er vom Frühstückstisch aufgestanden und hatte ruhig, aber entschieden erklärt: „Vater, in Grafton ist ein Regiment der Unionstruppen eingetroffen, ich werde ihm beitreten."

Der Vater hatte sein löwenhaftes Haupt erhoben, den Sohn einen Augenblick schweigend betrachtet und darauf erwidert: „Nun, so geh, mein Sohn, und was auch geschehen mag, tu, was du für deine Pflicht hältst. Virginia, dem du nun untreu wirst, muß ohne dich auskommen. Sollten wir beide das Kriegsende erleben, werden wir weiter darüber sprechen. Der Zustand deiner Mutter ist, wie du vom Arzt weißt, höchst kritisch; sie kann im besten Falle noch ein paar Wochen unter uns weilen, doch diese Zeit ist kostbar. Es wäre also besser, sie nicht aufzuregen."

Da hatte sich Carter Druse ehrerbietig vor seinem Vater verneigt. Mit feierlicher Höflichkeit, die ein brechendes Herz verbarg, hatte dieser den Gruß erwidert, und der Sohn verließ die Stätte seiner Kindheit, um Soldat zu werden. Durch Gewissenhaftigkeit und Mut sowie durch selbstlose und verwegene Taten hatte er bald die Achtung seiner Kameraden und der Offiziere erworben. Diesen Eigenschaften und seiner Landeskenntnis war es zuzuschreiben, daß er für den gegenwärtigen gefährlichen Dienst auf dem äußersten Vorposten ausgesucht worden war. Dennoch war seine Erschöpfung stärker als sein Wille gewesen, und er war eingeschlafen. Wer weiß, welcher gute oder böse Engel ihm im Traum erschien, um ihn aus seinem frevelhaften Schlaf wachzurütteln? Lautlos und ohne jede Bewegung berührte in der tiefen Stille und Schläfrigkeit des scheidenden Nachmittags ein unsichtbarer Schicksalsbote sanft das Auge des Bewußtseins und flüsterte seinem Geist jenes geheimnisvolle Auferweckungswort ins Ohr, das noch nie über Menschenlippen gekommen ist und das ein menschliches Gedächtnis noch nie behalten hat. Ruhig hob der Posten die Stirn vom Arm und schaute durch die schützenden Lorbeerzweige, wobei seine Rechte unwillkürlich den Gewehrschaft fester umschloß.

Seine erste Empfindung war ein starkes künstlerisches Entzücken. Auf mächtigem Postament, dem Steilfelsen, erhob sich regungslos und scharf gegen den Himmel abgegrenzt am äußersten Rande des krönenden Gesteins ein Reiterstandbild von ergreifender Würde. Die Statue des Mannes saß aufrecht und soldatisch auf der Statue des Pferdes, doch mit der Gelassenheit eines griechischen Götterbildes aus Marmor, das die Vorstellung einer Bewegung und Tätigkeit nur schwer aufkommen läßt. Der graue Anzug fügte sich der Atmosphäre des Hintergrundes harmonisch ein; der Metallglanz von Ausrüstung und Sattelzeug war durch den Schatten gedämpft und gemildert; das Fell des Tieres zeigte keine Glanzflecken. Ein auffallend kurzer Karabiner lag quer über dem Sattelknopf, wo ihn die recht Hand am Kolbenhals umspannt hielt; die linke Hand mit den Zügeln war nicht zu sehen. Das Profil des Pferdes war als Silhouette in den Hintergrund des Himmels mit der Schärfe einer Kamee eingeschnitten. Es blickte durch die Lüfte zu den gegenüberliegenden Felsen. Das leicht zur Seite geneigte Antlitz des Reiters zeigte Schläfe und Bart nur im Umriß. Er schaute in den Talgrund hinab. Durch den lichten Hintergrund des Himmels und das Bewußtsein des Soldaten von der drohenden Nähe eines Feindes noch vergrößert, nahm die Gruppe heroische, fast gewaltige Ausmaße an.

Einen Augenblick lang umfing Druse das seltsame, unbestimmte Gefühl, er habe bis zum Kriegsende durchgeschlafen und betrachte nun ein auf diesem Gipfel errichtetes edles Kunstwerk, das den Taten einer heldischen Vergangenheit gewidmet war, an der er ruhmlos Anteil gehabt hatte. Diese Empfindung wurde durch eine leichte Bewegung der Gruppe gestört: Das Pferd war, ohne die Beine zu rühren, mit dem Rumpf etwas vom Rande des Abgrunds zurückgewichen; der Mann verharrte unbeweglich wie zuvor. Druse war jetzt hellwach und begriff voll, was auf dem Spiele stand; er legte den Gewehrkolben an die Wange, schob dabei den Lauf vorsichtig durch das Gebüsch nach vorn, spannte den Hahn und nahm durchs Visier eine lebenswichtige Stelle der Reiterbrust aufs Korn. Eine Berührung des Abzugs, und alles wäre für Carter Druse in Ordnung gewesen. In diesem Moment wandte der Reiter den Kopf und sah in die Richtung seines verborgenen Feindes – schien ihm direkt ins Gesicht, in die Augen, in sein tapferes, mitleidendes Herz zu sehen.

Ist es denn so entsetzlich, im Krieg einen Feind zu töten – einen Feind, der ein Geheimnis entdeckt hat, das für die eigene Sicherheit und das Leben der Kameraden entscheidend ist, einen Feind, der durch sein Wissen gefährlicher ist als seine ganze Armee trotz ihrer Größe? Carter Druse erblaßte. Er zitterte am ganzen Leibe, ihm wurde elend; die standbildartige Gruppe löste sich vor seinen Augen in schwarze Gestalten auf, die sich hoben und senkten und unstet in Kreisbögen am glühenden Himmel tanzten. Seine Hand fiel von der Waffe ab, langsam sank der Kopf tiefer, bis sein Gesicht auf den Blättern ruhte, in denen er lag. Dieser beherzte Mann und kühne Soldat war nahe daran, durch den Aufruhr seiner Gefühle ohnmächtig zu werden.

Doch das währte nicht lange; im nächsten Augenblick hob er den Kopf vom Boden, die Hände nahmen ihren Griff am Gewehr wieder auf, der Zeigefinger suchte den Hahn. Geist, Herz und Augen waren klar, Gewissen und Vernunft unerschüttert. Er konnte nicht hoffen, seinen Gegner gefangenzunehmen; wenn er dessen Aufmerksamkeit erregte, würde dieser nur mit der verhängnisvollen Nachricht in sein Lager eilen. Die Soldatenpflicht war eindeutig: der Mann mußte aus dem Hinterhalt erschossen werden, ohne Warnung, ohne die Gelegenheit, sich innerlich auch nur einen Augenblick darauf vorzubereiten, ohne Zeit für ein ungesprochenes Gebet mußte er vor Gottes Richterstuhl treten. Doch nein – es gibt eine Hoffnung: womöglich hat er nichts entdeckt, er bewundert vielleicht nur die

erhabene Landschaft. Dann mag er umkehren und unbekümmert in der Richtung davonreiten, aus der er kam. Sicher wird es möglich sein, noch im Augenblick, in dem er sich entfernt, zu entscheiden, ob er etwas weiß. Es könnte wohl sein, daß seine gespannte Aufmerksamkeit ... Druse wandte den Kopf und blickte in die Lufttiefe hinunter wie von der Oberfläche auf den Grund eines durchsichtigen Sees. Da sah er eine Schlangenlinie von Männern und Pferden über die Wiese kriechen; irgendein verrückter Kommandeur hatte seiner Mannschaft erlaubt, ihre Tiere im Freien zu tränken – von einem Dutzend Höhen aus deutlich sichtbar! Druse löste seinen Blick vom Tal und heftete ihn wieder auf Roß und Reiter am Himmel, abermals durch das Visier seines Gewehrs. Aber diesmal zielte er auf das Pferd: In seinem Innern klangen ihm, als wären sie ein göttlicher Auftrag, die Abschiedsworte seines Vaters: ‚Was auch geschehen mag, tu, was du für deine Pflicht hältst.' Er war jetzt ganz gelassen. Fest, aber nicht verbissen, lagen die Zähne aufeinander; seine Nerven waren ruhig wie die eines schlafenden Kindes – kein Zittern befiel auch nur eine Muskel des Körpers; sein Atem, erst beim Zielen angehalten, ging regelmäßig und langsam. Das Pflichtgefühl hatte gesiegt und der Geist dem Körper geboten: Ruhig, sei still! – Er schoß.

Ein Offizier der Unionstruppen, der aus Abenteuerlust, oder um sich mit der Gegend vertraut zu machen, das verborgene Feldlager im Tal verlassen hatte und ziellos zum tiefer gelegenen Ende einer kleinen Lichtung am Fuße der Felswand gelangt war, überlegte, ob es wohl Zweck hätte, seinen Erkundungsgang noch weiter auszudehnen. Eine Viertelmeile von ihm – es schien nur einen Steinwurf weit – erhob sich aus dem Fichtengürtel das mächtige Felsengebilde; es türmte sich so hoch vor ihm auf, daß ihn schwindelte, wenn er dorthin blickte, wo der Grat sich scharf und zackig gegen den Himmel abgrenzte. Bis zur halben Höhe von oben hob sich der Felsen scharf und senkrecht vom blauen Himmel ab, und von da bildeten ferne, kaum wenige blaue Berge bis hinab zu den Baumwipfeln im Tale den Hintergrund. Als der Offizier die Augen auf die schwindelnde Gipfelhöhe richtete, gewahrte er ein erstaunliches Schauspiel: ein Mann hoch zu Roß sprengte durch die Luft ins Tal!

In militärischer Haltung saß der Reiter im Sattel, kerzengerade und fest, mit starkem Griff hielt er die Zügel, um sein Pferd vor zu ungestümem Sprung zu bewahren. Das lange Haar strömte über seinem entblößten Haupt nach oben und wogte wie eine Feder. Die Hände waren in der dunklen Wolke der hochflatternden Pferdemähne verborgen. Das Tier bewahrte seine waagerechte Lage, als ob es mit jedem Hufschlag festen Boden berührte. Seine Bewegungen waren die eines wilden Galopps, aber noch während der Offizier hinblickte, hörten sie auf, und alle vier Beine schnellten vor wie beim Aufsetzen nach einem Sprung. Aber es war ein Flug!

Verwirrt und erschreckt über diese Erscheinung eines Reiters am Himmel – fast glaubte er, der auserwählte Chronist einer neuen Apokalypse zu sein –, ließ sich der Offizier vom Übermaß seiner Gefühle überwältigen; die Beine versagten ihm den Dienst, und er stürzte. Fast im selben Augenblick hörte er ein Krachen in den Bäumen – einen Laut, der ohne Echo erstarb –, und alles war still.

Zitternd stand der Offizier auf. Die vertraute Empfindung eines abgeschürften Schienbeins ließ ihn aus seiner Verstörtheit wieder zu sich kommen. Er riß sich zusammen und rannte überhastet ein ganzes Stück vom Felsen weg. Da ungefähr erwartete er den Reiter zu finden, und da war er natürlich nicht. In dem flüchtigen Augenblick der Vision war seine Vorstellungskraft so stark von der offensichtlichen Anmut, Leichtigkeit und Beherrschtheit der unwahrscheinlichen Leistung beeinflußt gewesen, daß er gar nicht auf den Gedanken genommen war, die Marschlinie der fliegenden Kavallerie müsse ja direkt nach unten führen, und das Gesuchte könne nur unmittelbar am Fuße des Felsens zu finden sein. Eine halbe Stunde später kehrte er ins Lager zurück.

Der Offizier war ein kluger Mann; er hütete sich wohl, eine unglaubwürdige Warheit zu berichten. Er sagte nichts von dem, was er gesehen hatte. Als ihn jedoch der Kommandeur fragte, ob er bei seinem Streifzug etwas in Erfahrung gebracht hätte, das für das Unternehmen wichtig sein könnte, antwortete er: „Jawohl, Sir! Aus dem Süden führt keine Straße ins Tal hinunter." Der Vorgesetzte, der es besser wußte, lächelte.

Nachdem er den Schuß abgefeuert hatte, lud der Soldat Carter Druse wieder nach und blieb auf seinem Posten. Kaum zehn Minuten waren vergangen, als ein Sergeant seiner Truppe vorsichtig auf Händen und Knien zu ihm herankroch. Druse wandte weder den Kopf, noch sah er ihn an, sondern blieb regungslos und ohne ein Zeichen des Erkennens liegen.

„Haben Sie geschossen?" flüsterte der Sergeant.

„Ja."

„Worauf?"

„Auf ein Pferd. Es stand auf dem Felsen dort – ziehmlich weit vorn. Sie sehen, es ist nicht mehr da. Es ist den Felsen hinuntergestützt." Sein Gesicht war weiß, sonst war ihm keinerlei Aufregung anzumerken. Als er geantwortet hatte, sah er weg und schwieg. Der Sergeant begriff es nicht.

„Hören Sie, Druse", sagte er nach kurzer Pause, „es hat keinen Zweck, etwas zu verheimlichen. Ich befehle Ihnen, Meldung zu erstatten. Hat jemand auf dem Pferde gesessen?"

„Ja."

„Nun?"

„Mein Vater."

Der Sergeant stand auf und ging. „Großer Gott!" sagte er.

Illustration: Prof. Arno Rink

Begriffserklärungen

Unionstruppen: Sie repräsentierten im amerikanischen Sezessionskrieg 1861/65 den von Präsident Abraham Lincoln geführten USA-Staat, kämpften gegen die von der Union abgefallenen Südstaaten und bewirkten mit ihrem Sieg die Sklavenbefreiung im Suden.
Yard: englisches und nordamerikanisches Längenmaß
1 Yard = 91,4 cm).
Morgen: altes Feldmaß (Land, das ein Gespann an einem Morgen pflügt).
Kamee: Edelstein.

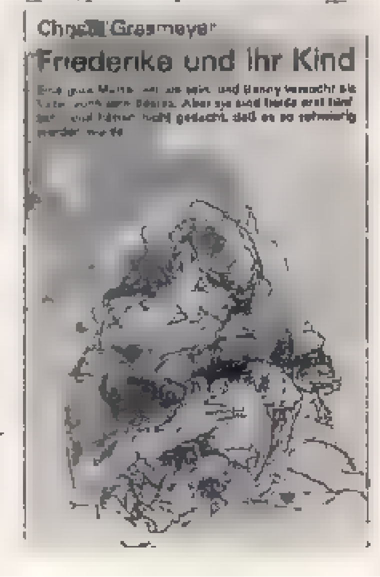
Vater, Mutter, Kind

Endlich ist Domenico geboren worden. Friederike und Benny sind die glücklichen Eltern. Sie sind fünfzehn Jahre alt, Schüler der neunten Klasse. Daß es mit dem großen Glück so schwierig sein würde, hatten sie nicht gedacht. Bis zehn Tage vor dem Geburtstermin war Friederike zur Schule gegangen, und jede Stunde wurde zur Qual. Natürlich war sie dort die Sensation. Aber nun ist ihr Kind da, und nur das ist wichtig. Auch für Friederikes Eltern, die den Schock überwunden haben im Gegensatz zu Bennys Eltern, die weder von Friederike noch von ihrem Enkelkind etwas sehen oder hören wollen. Friederikes Mutti ist ganz Oma. „Das Kind nehme ich ihr ab. Wir nutzen die großzügigen sozialen Maßnahmen so sinnvoll, wie es mit Fug und Recht von uns erwartet wird. Unsere Familie steht geschlossen hinter Friederike." Das sagt sie jedem, der es hören will. Und so meint sie es auch, diese tatkräftige, lebenserfahrene Frau, die drei Kinder großgezogen hat und Domenico als ihr viertes ansieht. Er ist total „Omis süßer Nico". Verzweifelt kämpft das Mädchen Friederike darum, Mutter sein zu dürfen, obwohl ihre Unerfahrenheit ihr dauernd Beine stellt. Darum nimmt die Oma ihr alles und jedes ab; der Kleine ist ihr Besitz Friederike muß schließlich wieder zur Schule, muß den Stoff von drei Monaten nachholen, wird nachmittags wieder Sport, Produktion, Wehrunterricht, FDJ-Studienjahr haben, wird wieder eine normale Schülerin sein, die hoffentlich versetzt wird. Zwischen ihr und der Mutter, die in der Tat nur das Beste will, entbrennt ein wahrer Kampf um das Kind. Friederike zieht zu ihrer Großmutter, entzieht der fassungslosen Mutter das geliebte Baby. Und sie versucht das Unmögliche: Schule packen, Kind versorgen, gesellschaftliche Arbeit leisten, Schularbeiten schaffen, Bennys Wünsche erfüllen und sich Tag und Nacht um ihr Kind kümmern. Der junge Vater ist Klassenspitze, rennt zur GST, zu den Naturschützern, zu seinen Freunden. Von all der Last, die Friederike trägt, ahnt er nicht mal die Hälfte. Trotz ihrer verzweifelten Anstrengungen wird Friederike nicht versetzt. Sie möchte Bibliothekarin werden und braucht die zehnte Klasse. Benny will und wird zur Seefahrtshochschule gehen.

Das Buch hat kein Happy-end. Es bleibt offen, ob diese beiden jungen Menschen ihren Weg zusammen gehen.

Bücher wie dieses sind rar. Ich habe es in einem Stück gelesen. Christa Grasmeyer, die Autorin, hat das Problem haargenau erfühlt. Sie scheint sowohl in Friederikes Haut als auch in die ihrer Mutter geschlüpft zu sein. Beider Gefühle, Ansprüche, Reaktionen stellt sie so dar, als wären sie von ihr selbst erlebt. Dies ist ein wirklichkeitsnahes, lebenswahres Buch, ganz unverkrampft geschrieben. Es deckt Lebenssichten und vor allem den Anspruch der jungen Leute auf. Daß es aber ohne die Hilfe und Erfahrung der Älteren nicht geht, müssen die begreifen lernen. Dieses warmherzige und kluge Buch ist voll Sympathie für Friederike und ihr tapferes Bemühen, die Riesenlast allein zu schleppen. Zugleich zollt die Autorin den Älteren ihren Respekt. Ich lege Euch diese Geschichte ans Herz: „Friederike und ihr Kind". Das von Gitta Kettner einfühlsam illustrierte Buch erschien im Verlag Neues Leben.

Siebzehn Jahre alt ist Alfred Prehmer, als er in der Kleiderkammer der Hauptkadettenanstalt sein Mobilmachungsgepäck empfängt. Wenige Tage danach, am 1. August 1914, erklärt Deutschland Rußland den Krieg. Der Kontinent fängt an zu brennen. Darauf ist Alfred vorbereitet worden. Dem Sohn aus vermögendem Hause – Großvater war Oberst, Vater ist Geheimrat und Fabrikbesitzer – wurden auf der Hauptkadettenanstalt Tapferkeit und Todesbereitschaft eingedrillt und daß der Krieg der Vater aller Dinge sei. Diese „Pflanzschule preußischen Geistes", die Zucht in die männliche Jugend bringen sollte, gehörte zu den Wertsymbolen des deutschen Kaiserreiches. Aber Alfred benutzt seinen Kopf zum Denken. Er schluckt nicht nur, was durch den Trichter kommt. Erste Auseinandersetzungen mit der Gesellschaft schärfen seinen Blick und lassen ihn sich mehr und mehr hingezogen fühlen zum „gemeinen Mann". Die furchtbaren Erlebnisse im Krieg wirken tief – der kaisertreu erzogene und preußisch gedrillte Fabrikantensohn wird Kommunist. Er wird diesen Krieg überleben. Sein Lebensweg wird schwer sein und ihn an todbringende Abgründe führen. Wie ungezählte andere wird auch er von den Faschisten in Konzen-



trationslager verschleppt werden. Ihm wird die Flucht nach Frankreich gelingen, und er wird inmitten derer sein, die unter Spaniens Himmel kämpfen. Danach wird ihm wie vielen Kommunisten nur das ausgeschlossene Leben im Exil bleiben. Und das Jahr 1945 wird auch für ihn das Jahr des Neubeginns sein. „Quart – Ein deutsches Schicksal", so heißt der neue Roman von Klaus Beuchler.

Es ist eines der selten gewordenen Werke, die zu den großen Gesellschaftsromanen zu stellen sind. Zweifellos ist dies des Autors bislang reifstes und umfänglichstes Werk. Es führt zurück ins ausgehende 19. Jahrhundert und umfaßt jene verheerenden Jahrzehnte, in denen das Kaiserreich nach einem verlorenen Krieg in die Weimarer Republik versank, der Faschismus dieses verkrüppelte Deutschland packte und es in einen noch grausameren Krieg trieb. Klaus Beuchlers Erzählweise erinnert an Fontane: Detailreich und detailgenau zeichnet er Figuren und Situationen, läßt sich Zeit dafür und erzeugt so hohe Dichte und eine Atmosphäre des unmittelbaren Beteiligtseins. Hier ist ein Stück Literatur mit großem Atem entstanden. Es verfolgt Lebenswege, legt Geschichte frei, stellt Bekanntes in neue Verbindungen, ist ein reicher, ausgereifter Lesestoff. Klaus Beuchlers jüngster Roman erschien im Militärverlag der DDR.

Im April 1918 wurde in die Wiege des Hauses derer von Schnitzler ein Sohn gelegt: Karl-Eduard. Er wurde nicht nur in seidene Kissen hineingeboren, sondern auch in den Schoß einer Familie, die durch eben jenes Kriegs-Kaisers Huld und Gnade geadelt worden war. Sie zählte zu den reichen Berliner Familien. Und Karl-Eduard von Schnitzler wäre heute zweifellos Millionär und nicht DDR-Rentner und Gehaltsempfänger beim DDR-Fernsehen, er führe gewiß den dicksten Mercedes und keinen Trabi, er



wäre vielleicht ein CDU-Mann, wenn nicht noch schlimmer, und kein Kommunist, wäre er in den weit reichenden Armen seiner Familie verblieben. Zu der gehörten Erz-Nazis, Hitler-Macher. Das begriff er, und was er noch nicht wußte, lehrte ihn sein älterer Bruder Hans, der mit achtzehn Kommunist geworden war. Karl-Eduard wurde als Fünfzehnjähriger zum erstenmal verhaftet, als Fünfundzwanzigjähriger wurde er zum Tode verurteilt, als Fünfunddreißigjährigen kannten ihn Millionen, die ihm am Radiolautsprecher zuhörten. Dieser Mann hat ein halbes Jahrhundert deutscher Geschichte erlebt. Als Rundfunkreporter war er bei der Geburtsstunde unserer Republik dabei und fortan, vierzig Jahre hindurch, als Journalist und Publizist an den entscheidenden Plätzen des Geschehens. Vielen Persönlichkeiten, die dies mitbestimmt haben, ist er begegnet. Kinderarzt hatte er werden wollen, der höchstdekorierte Journalist unseres Landes ist er geworden. Der heute 71jährige erzählt aus seinem Leben in einem Buch, das man nicht versäumen sollte: „Meine Schlösser oder Wie ich mein Vaterland fand". Nicht als Geschichtsbuch will er es verstanden wissen, obgleich es das natürlich auch ist, sondern als eine Art Lebensorientierung besonders für die Jungen hierzulande. Polemisch, freimütig, mit Witz, parteilich und aus einem bewundernswerten Gedächtnis schöpfend, erzählt der Autor über sein ungewöhnliches Leben. Und so ganz nebenbei lädt er uns ein, uns kräftig aus seinem Schatz an politischem und geschichtlichem Wissen zu bedienen. Da greift man doch zu! Das Buch erschien im Verlag Neues Leben. Ein Gedanke daraus für Euch: „Der Mensch soll ja über etwa 15 Milliarden Großhirnzellen verfügen. Selbst wenn täglich Tausende absterben, sind bis zum achtzigsten Jahr nicht einmal zwanzig Prozent verbraucht. Mit den verbleibenden läßt sich noch allerlei anfangen." Also – fangen wir an!

Tschüß!

Eure Bibliothe-
karin

Text: Karin Matthées

Siegfried Ratzlaff: Schütze du mich, Decelithstich, 1987

150 Grafiken in der Blattgröße 41,5 × 60 cm können bei der Redaktion per Nachnahme gekauft werden. Einzelpreis 30 Mark

Es war ein Gedicht von Gisela Steineckert, veröffentlicht vor fünf Jahren in AR 12/1984, das den Grafiker Siegfried Ratzlaff zu dieser Bildfindung anregte. In den Versen wird von vier Händen gesprochen, von den vier Händen, die bewahren, schützen und Liebe beweisen, von den vier Händen, die zusammen viel sind. Die letzten vier Zeilen des Gedichts hat der Künstler unter die Grafik gesetzt. Die blockhaften Buchstaben sind mit der gleichen Akribie ins Material gestochen wie die Grafik selbst, jedoch in einem etwas helleren Farbton gedruckt. Damit verhindert der Künstler, daß sie dem Bild gegenüber zu gewichtig werden.

Um das uralte Thema der Liebe geht es, das sich in den Künsten findet, seitdem der Mensch sich ihrer Ausdrucksmittel bedient. Schon in den frühesten Zeiten der Kulturgeschichte der Menschheit taucht es auf in Lyrik und Prosa, in Musik und Tanz, besonders aber auch in den bildhaften Künsten. Jeweils entsprechend den gesellschaftlichen Voraussetzungen und Normen wurden dabei mit einer reichen Ausdrucksskala alle Empfindungen vom sehnsüchtigen Verlangen und Werben bis hin zur Vereinigung und glückhaften Erfüllung, aber auch bis zur schmerzlichen Tragik oder Vereinsamung wiedergegeben. Unbeschwerte fröhliche Liebe steht neben der von gesellschaftlichen Konventionen belasteten, berechnende oder käufliche Liebe steht wahren, echten Gefühlen gegenüber. Was gibt es diesem Thema noch Neues, Anderes hinzuzufügen?

Natürlich ist jede Liebe neu, einzigartig, einmalig. Über Siegfried Ratzlaffs Grafik liegt ein große Ernsthaftigkeit. Zwei junge Menschen haben in tiefer Zuneigung zueinander gefunden. Sie brauchen einander, sind sich gegenseitig Stütze und Halt. Würde man eine der beiden Figuren abdecken, könnte die jeweils andere so nicht stehen. Der Grafiker hat eine Komposition gewählt, die offenbart, daß nur beide zusammen stark und der eine ohne den anderen nicht sein kann. Man weiß nicht, wie die beiden zusammengefunden haben, ob ihre Umwelt die Verbindung akzeptiert, ob ihnen eine Trennung bevorsteht, welche Prüfungen das Leben für sie bereithält und welche sie möglicherweise bereits gemeinsam bestanden haben. Aber das ist in diesem Augenblick des starken Gefühls der Zusammengehörigkeit auch unwichtig und vergessen. Klar ist, sie gehören zusammen. Die beiden Körper sind miteinander verschmolzen. Mit Hilfe einer sehr sensiblen, fast zurückhaltenden Strichführung modelliert der Künstler die beiden Körper, die in der Silhouette wie nur einer erscheinen. Er hebt durch Hell-Dunkel-Kontraste nur die Hände und Gesichter der beiden Menschen hervor, gleichberechtigt die des Mannes und die der Frau.

Den Grund hinter den Figuren hat Siegfried Ratzlaff mit dem Stichel aus der Platte herausgehoben, so daß er im Druck hell erscheint. Linie für Linie hat er das Material herausgeschabt, die glatte Oberfläche zerstört und fast gänzlich beseitigt. Nur geringe Spuren blieben zurück und druckten mit. Sie lassen die Umgebung des Paares, das fest und unverrückbar im Format steht, unruhig erscheinen. Da ist etwas, was die Zweisamkeit der beiden stören könnte. Bestandteil jeder reifen Liebe ist die Angst, daß sie verletzbar ist, nicht anhaltend sein könnte, daß man sich verliert ohne Wiederkehr. Es gibt objektive und subjektive Ursachen, die zu einer Trennung führen können, es kann eine Wiederkehr geben oder auch nicht.

Ich glaube, daß die letzten Zeilen des Gedichts von Gisela Steineckert und die Grafik von Siegfried Ratzlaff auch so zu verstehen sind, daß es darauf ankommt, alles zu tun – nicht nur anonym, auch mit den eigenen Händen, die sich notfalls verdoppeln können oder die man mit denen anderer zusammentun kann – um die Liebe zu bewahren und Voraussetzungen zu schaffen, daß sie blühen, wachsen und gedeihen kann.

Text: Dr. Sabine Längert



**SCHUTZE DU MICH, DASS NIE WIRD, WAS SCHON WAR,
UNSERE VIER HÄNDE MACHEN WARM UND SIND STARK BEI GEFAHR.**



Feindbild konkret

„Realistische Bedingungen" nennt man, was für die USA-Soldaten in der BRD bis 1991 geschaffen werden soll. Diese Bedingungen aber kosten erst einmal Geld – satte 200 Millionen Dollar. Dafür jedoch wird auf dem Truppenübungsplatz Hohenfels auch „Besonderes" geboten. Nicht nur, weil dort in naher Zukunft elektronische Kampfsimulatoren verwendet werden, durch die – beispielsweise – blinkende Lämpchen am Panzer oder Helm anzeigen, daß „der Feind" von einem Laserimpuls getroffen wurde. Nein, das ist den USA-Militärs noch nicht realistisch genug. Schließlich haben sie ja nicht irgendeinen, sondern einen ganz konkreten Feind zu vernichten.

Also werden in Oberbayern „feindliche Streitkräfte" aufgestellt. Soldaten, 845 an der Zahl, ein ganzes Bataillon; in Uniformen, die denen der Sowjetarmee „nachempfunden" sind. Die Krieger erhalten auch „nachempfundene" Waffen. Und ausgebildet werden sie, wie kann es anders sein, nach Grundsätzen sowjetischer Taktik. Dann dürfen die nicht zum „Roten Bataillon" gehörenden „braven GI's" im Rotationssystem den „Bösen" schon im Frieden Auge in Auge gegenüberstehen, gegen sie kämpfen und natürlich siegen.

Zweifellos ein recht eigenartiger Beitrag des Pentagon zum Abbau von Feindbildern und nicht minder eigenartig, was den Geist der Entspannung betrifft. Die Begründung für das solcherart nun auch auf BRD-Territorium öffentlich zur Schau gestellte Feindbild – in den USA selbst gibt es seit längerem solche „Aggressoreinheiten" – ist angesichts weltweiten Bemühens um Abrüstung blanker Zynismus: „Wenn die US-Divisionen und -Korps in den nächsten Krieg eintreten, sollen sie ihre erste Schlacht bereits geschlagen haben." „Realistischen Bedingungen" zuliebe wurden in dem oberbayerischen Übungsareal 32 Gebäude errichtet, „ein typisch deutsches Dorf". Ist da die Schlußfolgerung nicht mehr als berechtigt, daß beim Projekt Hohenfels der Wunsch Pate gestanden hat, einen Krieg in Europa vielleicht doch noch führen und gewinnen zu können? Wenn Verantwortliche dann auch noch betonen, mit diesem Programm würden wesentlich mehr USA-Soldaten Gelegenheit erhalten, die Prinzipien der Luft-Land Schlacht zu praktizieren, rundet sich das Ganze ab: Feindbilder, wie sie konkreter kaum möglich sind, nun auch live in Hohenfels. Und die Doktrin der tiefen Schläge als Perspektive noch im Jahre 1991.

Bedrohliche Fakten, die uns zu denken geben müssen.

AR International

● **Paris und London** nehmen die Verhandlungen über die gemeinsame Entwicklung einer Atomrakete wieder auf, gab der französische Verteidigungsminister Chevènement bekannt. Bei diesem Projekt geht es um eine weiterreichende Version der französischen Luft-Boden-Rakete ASMP, die die britische Bombe WE 177 ersetzen soll. Während eine Atombombe über dem Ziel abgeworfen werden muß, kann die Rakete bereits 100 bis 350 Kilometer vor dem Ziel gestartet werden. Bei einer Einigung zwischen Frankreich und Großbritannien sollen die Raketenkörper gemeinsam, die nuklearen Sprengköpfe jedoch in eigener Zuständigkeit gebaut werden.

● **Der USA-Senat** hat der Ernennung von General Colin Powell zum Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs der USA-Streitkräfte zugestimmt. Sein Vorgänger, Admiral Crowe, wurde nach 42 Dienstjahren in den Ruhestand versetzt. Powell, der zu den engsten Beratern von Ex-Präsident Reagan gehörte, hatte sich zuvor vor dem Streitkräfteausschuß zur Rüstungspolitik der USA geäußert. Dabei sprach er sich gegen Kürzungen bei den Milliardenausgaben für SDI und beim sogenannten Tarnkappenbomber B-2 aus. Eine Verminderung dieser Mittel würde die USA-Position bei den Abrüstungsgesprächen mit der Sowjetunion „vollkommen umwerfen", argumentierte Powell.

● **Die Bundeswehr** hat auf dem Flugplatz Pferdsfeld bei Bad Kreuznach ihr neues Aufklärungsflugzeug D 500 vorgestellt. Dieser der amerikanischen U-2 ähnelnde Einsitzer wurde von bundesdeutschen und USA-Firmen gemeinsam entwickelt und gebaut. Die einmotorige Propellermaschine ist extrem leise, fliegt bis zu 17 km hoch und ist 300 km/h schnell. Laut dpa kann sie mit ihrer Elektronik „sekundenschnell ein umfangreiches militärisches Lagebild liefern, ohne über gegnerischem Gebiet zu kreisen". Da das Flugzeug nur aus Kunststoff besteht, sei es von Radar nur

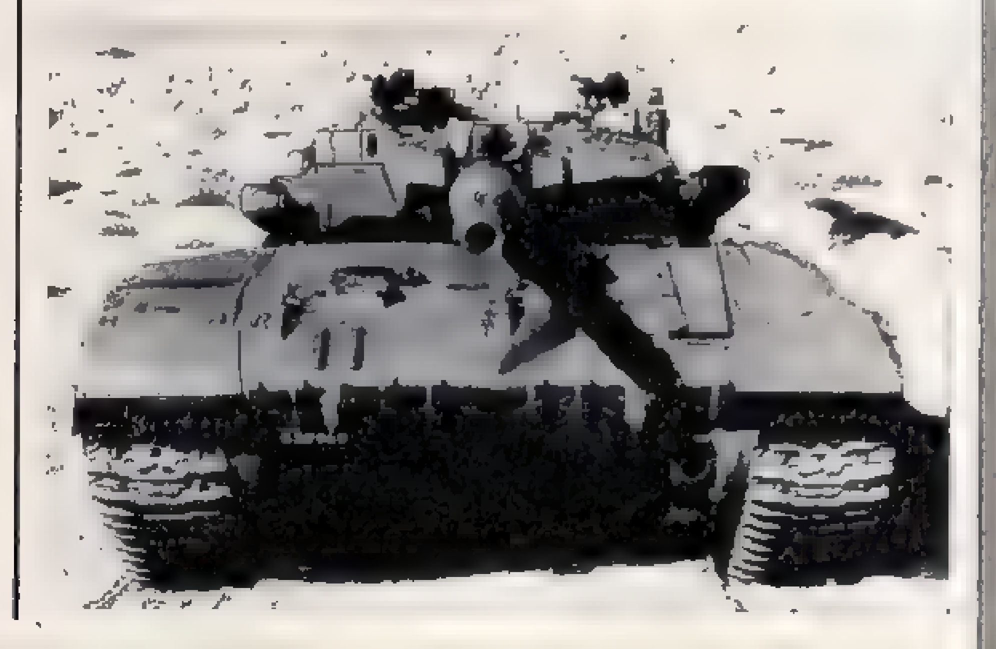
schwer zu orten. Wie die Hardthöhe erklärte, werde die D 500 nach einem Truppenversuch in die Bundesluftwaffe eingeführt. Von 1997 an soll eine aus 15 Maschinen bestehende Staffel in Pferdsfeld stationiert werden.

● Israels Regierung beschloß einen Fünfjahresplan zur Modernisierung der Armee. Der Plan sieht eine Reduzierung der Truppenstärke zugunsten längerer Dienstzeiten und den Ausbau der Einheiten für den elektronischen Kampf vor. Bei einer Umstrukturierung von Luft- und Panzerwaffe sollen technologisch überholte Typen ausgemustert werden. Eingeführt werden der neue israelische Panzer Merkava III, USA-Kampfhubschrauber des Typs Apache, Raketenabwehrraketen für die Kriegsmarine und hochperfektionierte Lenksysteme für die Artillerie. Israelischen Quellen zufolge betragen die Rüstungsausgaben fast ein Viertel des israelischen Bruttosozialprodukts. Um das Modernisierungsprogramm zu beschleunigen, hat Israels Verteidigungsminister zusätzlich 75 Millionen jährlich verlangt.

● Frankreich möchte die (west)europäischen Institutionen für Verteidigungsfragen zusammenlegen. Vor dem Pariser Institut für Verteidigungsstudien sprach sich Ministerpräsident Rocard dafür aus, eine „Synthese" aus Westeuropäischer Union (WEU), Unabhängiger Europäischer Programmgruppe und Eurogruppe der NATO zu schaffen. Wie Rocard betonte, seien die Europäer in erster Linie für ihre Sicherheit selbst zuständig, da sich die USA bei einem künftigen Konflikt in Europa möglicherweise erst später als in früheren Jahren einschalten würden. Wie der Premier weiter ausführte, sei es für die militärische Zusammenarbeit seines Landes mit der BRD erforderlich, gemeinsam die Ziele zu definieren, um gegenseitiges Mißtrauen auszuschließen.

● Das erste Schiff einer neuen Zerstörerklasse für die USA-Marine – die „USS Arleigh Burke" – lief vom Stapel und soll 1991 in Dienst gestellt werden. Sie erhält das computergesteuerte Luftabwehrsysten Aegis und ist mit 90 Raketen bestückt, darunter 56 nukleare Tomahawk-Flügelraketen mit einer Sprengkraft von je 200 bis 250 kt. Nach Angaben eines Werftsprechers ist es das erste Überwasserschiff, das den Erfordernissen der Kriegführung im 21. Jahrhundert entspricht. Es soll eine Kampfkraft wie 20 bis 40 Schiffe älterer Ausführung zusammengenommen besitzen. Die geplanten 32 Einheiten kosten 27 Milliarden Dollar, womit jedes dieser Schiffe den 200fachen Preis eines vor 45 Jahren gebauten Zerstörers erreicht.

Unter anderem ausgerüstet mit einer 120-mm-Kanone – der israelische Kampfpanzer Merkava (Streitwagen) Mk 3





In einem Satz

Gedroht hat Nunn, Vorsitzender des Streitkräfteausschusses im USA-Senat, mit dem Abzug amerikanischer Truppen aus Europa, falls europäische NATO-Partner ihre Streitkräfte reduzierten.
Außer Dienst gestellt wurde das Schulschiff „Deutschland" der Bundesmarine wegen zu hoher Modernisierungskosten; nach seiner letzten Fahrt hatte noch eine umfangreiche Schnaps- und Zigarettenschmuggelaffäre für Schlagzeilen gesorgt.
79mal verletzt wurde der griechische Luftraum beim NATO-Manöver „Display Determination" durch türkische und US-amerikanische Flugzeuge, gab das griechische Verteidigungsministerium bekannt.
Neu geschaffen hat USA-Präsident Bush die Stelle eines Sonderbotschafters für Lastenteilung mit dem Ziel, USA-Militärausgaben auf die NATO-Partner umzuverteilen.
Geschlossen wurde ein Militärabkommen zwischen Spanien und Marokko, das gemeinsame Manöver, die Koproduktion von Rüstungsgütern sowie den Austausch von Delegationen und Militärschülern vorsieht.
Umgebracht hat sich der exilkubanische Kommandant der Schweinebucht-Invasion von 1961, Roman, der nach der gescheiterten Landung an Depressionen litt, in seinem Wohnwagen in Miami.
Ausgesprochen hat sich NATO-Generalsekretär Wörner für ein „rotes Telefon" zwischen NATO und Warschauer Vertrag, schränkte aber ein, daß darüber in der NATO noch zu entscheiden sei.

Text: Gregor Köhler
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv

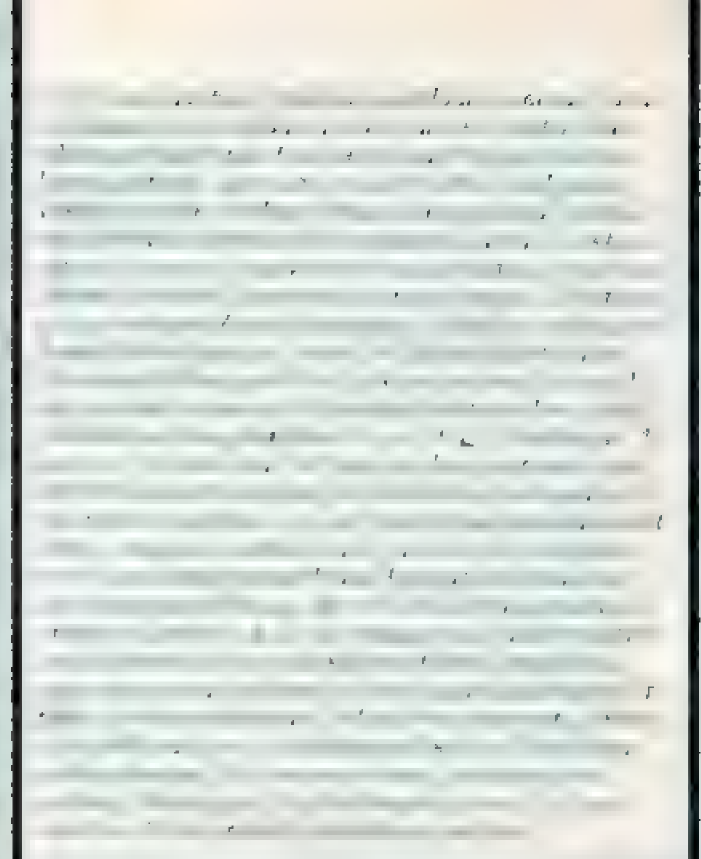
Vor fünf Jahren begann an der Offiziershochschule der Volksmarine „Karl Liebknecht" die zweijährige Fachschulausbildung von Fähnrichen, die mit dem Ingenieursgrad abschließt. Seit September sind die jüngsten Absolventen der Fachrichtung Fähnrichausbildung, darunter die ersten Techniker für Schiffsmaschinenantriebe/Antriebsanlagen, in ihren Funktionen eingesetzt. Wir waren dabei, als sie die letzten Wochen ihres Studiums bestritten und fanden durch sie rückblickend mehrfach bestätigt



Schiffssicherungsausbildung im Leckwehrkabinett. Mit Hilfe von Leckwehrkissen, Platten und Balkenkonstruktionen müssen die Fähnrichschüler das aus dem Hafenbecken gepumpte Salzwasser zum Versiegen bringen. Bild rechts: Beim Kutterrudern und -segeln festigen die Fähnrichschüler ihre Kenntnisse in der Kommandosprache auf See, beim Ab- und Anlegen, bei Seil- und Tampenkommandos.


Vorn sein
ist am schwersten
Z 5





Fähnrichschüler Uwe Löschinger

Fähnrichschüler Uwe Löschingers Entwicklung sollte sich geradezu auf Landwegen vollziehen. Er sah sich nach vierjährigem Studium an der Offiziershochschule in Löbau als Panzertechniker bei den Landstreitkräften. Daß Uwe Kfz-Schlosser gelernt hatte, konnte dem nur förderlich sein. Doch ohne Abitur? Dies mußte im „nullten" Studienjahr nachgeholt werden. Die naturwissenschaftlichen Fächer waren es, die Uwe ernsthafte Schwierigkeiten bereiteten. „Ich habe echt gekämpft", sagt er, „und ich war stolz auf die Drei, die ich am Ende geschafft hatte. Ich merkte bald, daß der Wille allein nicht ausreichte. Wenn beispielsweise Dr. Schneider im Großen Vorlesungssaal neunzig Minuten lang Mathe las und sich alle vier Tafeln mit Integralrechnungen füllten, konnte ich das nicht mehr verarbeiten. Andererseits lebte ich richtig auf, wenn wir Typenausbildung am T-55 oder T-72 hatten, an der Technik hantieren konnten. Aber die Aussicht, durch diesen ganzen Theorieberg durch zu müssen, und stetig abfallende Studienergebnisse veranlaßten mich, das Entlassungsgesuch zu schreiben. Ich sah kein Land mehr. Das sahen andere für mich, zum Beispiel der Sektionskommandeur. Er ging davon aus, worauf ich bauen und vertrauen sollte: auf die Hochschulreife, auf die Überzeugung, einen gesellschaftlich wichtigen Beruf zu ergreifen, auf meine Erfahrungen als Parteisekretär. Ich sagte mir: Wenn schon nicht Offizier, dann was ganz anderes anfangen, und weit weg von Löbau. So habe ich mich für die Volksmarine entschieden. Wenigstens fünfzehn Prozent dieser Entscheidung gehen zugunsten meines Vaters. Ich wußte, daß er sich gefreut hatte, daß ich wie er Berufssoldat werden wollte. Und ich konnte mir vorstellen, wie sehr enttäuscht er gewesen wäre, wenn ich ganz und gar das Handtuch geworfen hätte." So kam Uwe

Als „Grauer" zu den Blauen Jungs

Daß Uwe an der Uniform als „Landei" zu erkennen war, ließ sich in kurzer Zeit beheben – durch Einkleiden in Blau. Aber er war ja im Gegensatz zu den anderen Fähnrichschülern schon durch Sprachbegriffe geprägt. Auf einmal hieß es für Uwe nun nicht mehr Mittagessen, sondern Backen und Banken, nicht mehr Ausgang, sondern Landgang, nicht mehr Stuben- und Revierreinigen, sondern Rein Schiff, und das in einem Unterkunftsgebäude nicht viel anders als in Löbau. Eins blieb für Uwe unverändert: Wie im „Nullten" und wie im 1. Studienjahr als Offiziersschüler wurde er auch als Fähnrichschüler Parteisekretär, was ja in jedem Falle bedeutete, daß seine Lern- und Ausbildungsleistungen zum Maßstab für andere wurden. Was sich an der OHS als Widerspruch aufgetan hatte und ihn stark belastete, blieb bei der Fähnrichausbildung aus: Erfolgserlebnisse stellten sich ein – so die Note 1 in Mechanik gegenüber der 5 an der OHS, sogar die Eins in der seemännischen Ausbildung, wo die anderen in der GST schon mit Knotenbahn und Spleißen Vorlauf hatten. Doch da halfen ihm Jan Sabielny und Jens Lademann, so

wie er andere beim Lauftraining anstacheln konnte. Beim Bordpraktikum lernte Uwe seinen künftigen „Dampfer", das Schulschiff der Volksmarine „Wilhelm Pieck", im allgemeinen und sein künftiges Einsatzgebiet als Pumpentechniker im konkreten kennen. Für 23 Pumpen wird er künftig gerade stehen müssen – zum Feuerlöschen, zum Bebunkern mit Treibstoff, Öl, Wasser ... Dazu natürlich Rohrleitungen, Schieber, Ventile ... Ihn schreckte nicht die ausgesprochene Dreckarbeit in den Bilgenräumen, wo Ölreste und Wasser aufgefangen werden und wo man nur, hinter dem Putzlappen herkriechend, Herr der Situation werden kann. Der gelegentlich zu hörende Spitzname „Ölfuße" mag daher kommen. Unangenehm berührt er Uwe nicht. Er weiß, daß es unheimlich stolz macht, wenn der Gefechtsabschnitt piksauber ist.
Wenn Uwe als Fähnrich an Bord der „Wilhelm Pieck" ist und als Pumpentechniker Ausbildungsfahrten der Offiziersschüler sicherstellen hilft, hat er viel erreicht. Dann hat sich als richtig erwiesen, was er sich zur Maxime erklärt hatte: Ein großes Ziel stellen, einzelne Etappen bis zum Ziel festlegen und darauf hinarbeiten; ein normaler Mensch bleiben; was leisten; geachtet werden. Das ist für ihn auch künftig noch Arbeit genug.

Entweder zusammenreißen, oder du fliegst!

Einer, der den Parteisekretär Löschinger und die Vorgesetzten mehr als erwünscht beschäftigt hat, war in diesen zwei Jahren der Fähnrichschüler Dirk Franz. Und das, obwohl der gelernte Maschinen- und Anlagenmonteur im 1. Studienjahr überwiegend gute und sehr gute Studienleistungen erzielte. Überwiegend! Im Sport sah das ganz anders aus. Da galt Dirk schon in der militärischen Grundausbildung als schwächster Mann des Zuges. 3000-m-Lauf, Klimmziehen, Sturmbahn – alles Fünfen! Im 1. Studienjahr schaffte er, dank einer Patenschaft seines Zugführers Oberleutnant Dieter Höfler, auf der Sturmbahn die 1, im 2. Stu-



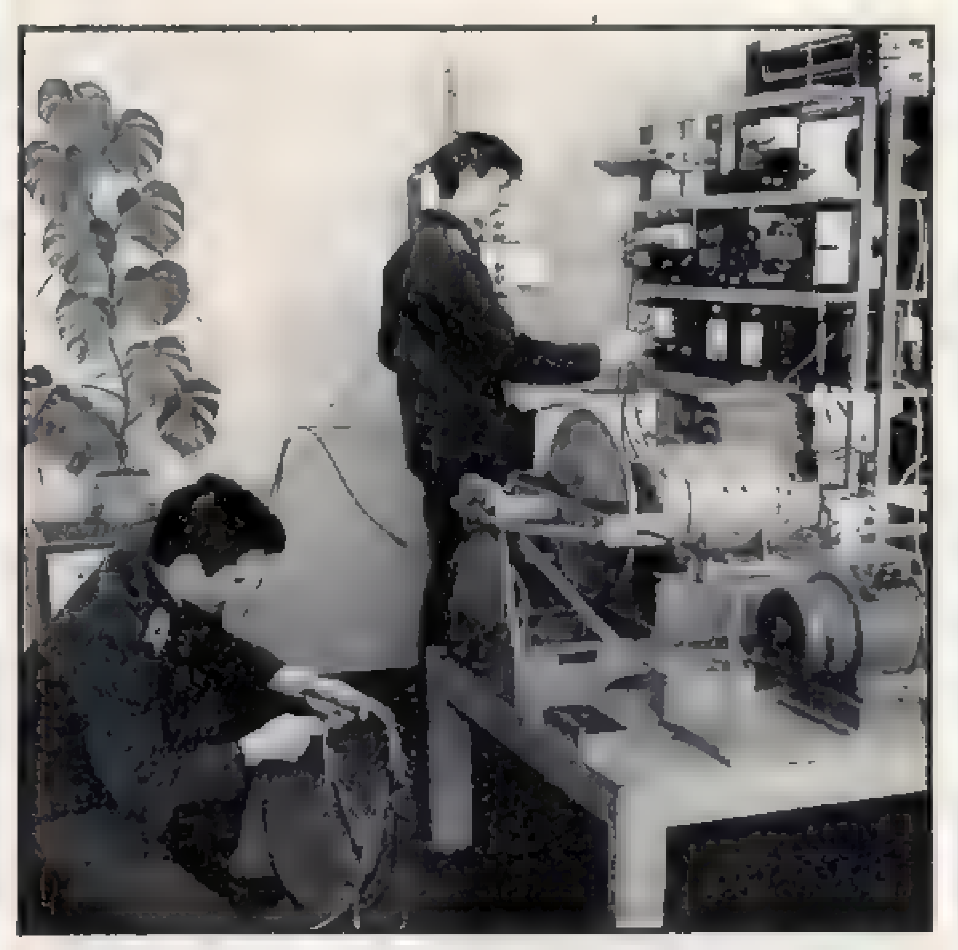
Stabsfähnrich Hans-Jürgen Schmude unterweist Fähnrichschüler des Profils Waffentechnik Artillerie-/Raketenbewaffnung an Bord eines Kleinen Raketenschiffes in die Arbeitsweise eines Gerätes, mit dem die Ausgangsbedingungen für einen Raketenstart gewährleistet werden



Im Labor Schiffsinstandhaltung erlernen die Fähnrichschüler den richtigen Umgang mit Werkzeug sowie die Zuordnung der Arbeiten im technologischen Ablauf. Torsten Müller (rechts) und René Half ziehen Kolben und Laufbuchse eines Dieselmotors.



Auf einem Prüfstand werden unter veränderten Lastbedingungen Kennlinien von Motoren gefahren, um ihr Leistungsverhalten zu erproben. Die Fähnrichschüler Uwe Löschinger (links) und Ringo Langer befassen sich damit auch in ihrer gemeinsamen Fachschulingenieursarbeit.



Im E-Kabinett ermitteln die Fähnrichschüler Jan Sabielny (links) und Guido Hannemann, beide gelernte Elektromonteure, die Kennlinie eines Elektromotors. Beide werden auf Kleinen Raketenschiffen als Turbinentechniker arbeiten.

dienjahr im 3000-m-Lauf die 3, anstelle von einem nunmehr sechs Klimmzüge.
Doch die Sorgen, die Dirk Franz dem Kollektiv und sich selbst bescherte, waren anderer Art. „Fähnrichschüler Franz diskutierte über Befehle, er reagierte impulsiv und verletzend, manchmal mangelte es ihm an Leistungswillen", schätzt Oberleutnant Hofler ein. Und als Dirk mit Freunden „einen auf die Lampe gegossen" hatte, folgte mit Landgangsüberschreitung das Besondere Vorkommnis auf dem Fuße. Zweimal hatte er auf diese Weise den Zug um den Bestentitel gebracht. Verständlich, daß die Fähnrichschüler nicht gut auf ihn zu sprechen waren und daß die Vorgesetzten Konsequenzen ins Auge faßten, die auf Abbruch des Studiums hinausliefen. Dirks Vater wurde zu einer Aussprache mit seinem Sohn an die Schule gebeten. Es war dem 22jährigen mehr als peinlich, dem Vater, der so große Stücke auf ihn gehalten hatte, weil er als erster aus der Familie ein Studium aufgenommen hatte, gerade in die Augen zu sehen. Eine allerletzte Chance wurde dem Fähnrichschüler geboten. Er sollte sein Einarbeitungspraktikum als Mot.-Techniker auf einem Flugsicherungsschiff zur vollen Zufriedenheit durchführen. Diese Aufgabe forderte ihn, und weil sie hohes Wissen verlangte, förderte sie auch Dirks Nachdenken. Bislang bemängelte er die Verbindung von Theorie und Praxis in der Ausbildung. Studienergebnisse zählten bei ihm nicht als Erfolgserlebnisse. Das war ja Lernen wie an der POS! meinte er. Nunmehr kam er von selber zur Erkenntnis: „Nach dem Praktikum merkt man, daß manches in Theorie hätte intensiver gemacht werden müssen." In dem kleinen Schiffskollektiv ist er übrigens gut zurecht gekommen, und er möchte unbedingt wieder dorthin.

Aktiv und tonangebend wie ein Schlagmann

Fähnrichschüler Jens Lademann, der 20jährige gelernte Maschinen- und Anlagenmonteur, hat bei der GST Seesportausbildung und





Fähnrichschüler Jens Lademann



Fähnrichschüler Ringo Langer

beim Kutterrudern seine ersten „See-Erfahrungen" sammeln können. „Ganz hinten links im Kutter habe ich mal angefangen, sozusagen als Ballast!" erzählt er übertreibend. „Wir haben uns am Elbe-Pokal zum 8. Mal beteiligt, sind zu Meisterschaften bis nach Greifswald gefahren. Nach und nach habe ich mich im Kutter nach vorn gearbeitet. Backbord voraus sitzt der Schlagmann, nach dem sich alle zu richten haben. Dort vorn ist es am schwersten, denn das Wasser ‚steht' ja noch." Holte er sich nun beim Rudern Kraft für den Wettkampf „Stärkster Lehrling", oder war es umgekehrt? Von Wirkung aufeinander war wohl beides. Er belegte an der Betriebsberufsschule als Stärkster den ersten Platz, und auch jetzt, an der Fachrichtung, kann ihm keiner das Wasser reichen: 18 Klimmzüge, 35 Beugestütze und 8,23 m im Schlußdreisprung. Im Betrieb war Jens in der FDJ-Leitung für den Wettbewerb der Lehrlinge verantwortlich. Sicher war diese gesellschaftliche Aktivität mit ausschlaggebend, daß die FDJler vom Zug 521 Jens Lademann zu ihrem FDJ Sekretär wählten. Wie zu Hause in Torgau kann sich Jens auch an der Schule aus nichts raushalten. Machte es ihm dort Spaß, in der Fußballmannschaft als Schlußmann das Tor sauber zu halten oder in der Freiwilligen Feuerwehr auf dem Sprung zu sein, so ist er hier zusammen mit Oberleutnant Höfler, Fähnrichschüler Langer und anderen beim Turnen oder in der Singegruppe zu finden. Von nichts kommt nichts, ist seine Devise

Ein ruhiger Kunde mit viel Kreuz

Fähnrichschüler Ringo Langer hat wesentlich dazu beigetragen, daß Zugführer Höfler von seinen Jungs sagt: „Das ist der beste Ausbildungszug, den ich bisher hatte." Der 21jährige Ringo hat einen Leistungsdurchschnitt von glatt 1, was seinen zweimaligen Bestentitel ebenso erklärt wie seinen Platz an der Bestenstraße der Schule und seine Auszeichnung mit einer zehntägigen Reise in die UdSSR Als Oberleutnant Höfler ausgerechnet beim Härtekomplex wegen einer Verletzung zwangspausieren mußte, führte Ringo als dessen Stellvertreter den Zug in allen Ehren ins Ziel. Diese Autorität, sich unter Gleichgestellten als Vorgesetzter zu behaupten, hat er sich zum großen Teil durch seine Studienleistungen erworben, aber auch durch sein jederzeit ruhiges, umsichtiges Auftreten. Erfahrungen als stellvertretender Zugführer hatte er sich schon vor dem Fähnrichstudium bei der Ausbildung von Matrosenspezialisten angeeignet. „Aber ich wollte ja an Bord dienen", erklärt Ringo seine dienstliche Veränderung. Mit seinem Einsatz als Turbinentechniker ist er nun zufrieden. Mit Einschränkungen. „Im Praktikum habe ich zwar den Turbinenabschnitt näher kennengelernt — aber sicher fühlen? Nein. Das tiefgründige Begreifen setzt erst an Bord ein", meint er. Vom Turbinentechniker hat er sich deshalb reichlich Studienmaterial geben lassen, damit der Übergang in die Bordpraxis möglichst reibungslos verläuft. Den Willen und den Ehrgeiz dazu hat er, denn aus den zwei Jahren Fähnrichausbildung weiß er zur Genüge: Wer recht vorangeht, dem geht man recht nach.

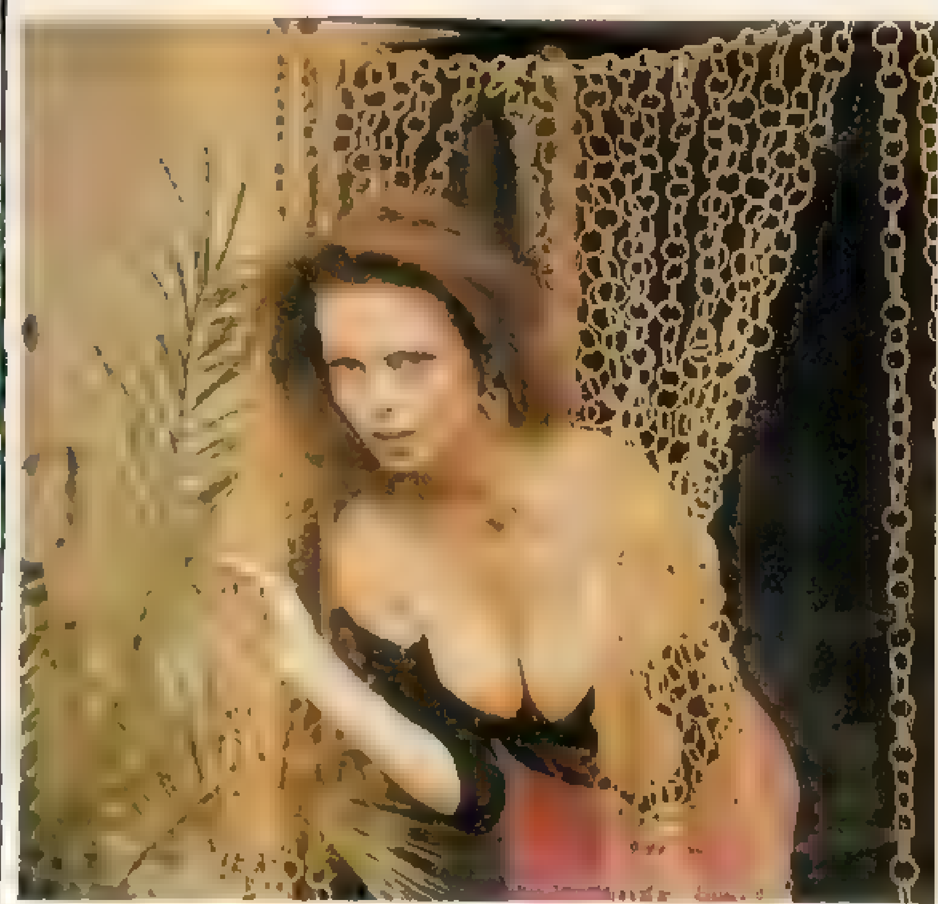
Text: Oberstleutnant Bernd Schilling
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer



Wettlauf mit der Zeit



„Hier sind aber noch Leer laufzeiten im Dienstplan zu erkennen!"



„Ich hang nur noch schnell die Kugeln an den Baum, und dann ist Bescherung, ja?"

Unsere aktuelle Umfrage

MM fragte: Was ist das beliebteste Berliner Verkehrsmittel? 98 % antworteten: die Achterbahn im Kulturpark Plänterwald. Warum? Soldat Niedergesäß: „Da brauch man nich uffstehn, wenn 'ne Omma kommt, eh!" Gefreiter Luhmich: „Urst stark, det Gerät, da heb ick echt ab, wie nach dreißig Kilometern Marsch!" Unteroffizier Blauaug, FDJ-Sekretär: „Ein Überblick, Mensch, ein Überblick!"

Schon gewußt?

Gar oft
verbirgt sich
in groben Hosen
ein in sie
gefallenes
Herz.



MM vor Ort

Was machen Sie Silvester?

Maat Brettschneider: „Dasselbe, was Millionen machen – in die Röhre gucken!"

Appell an die MM-Leser!

Schießen Sie 1990 bloß keinen Bock – es könnte meiner sein!





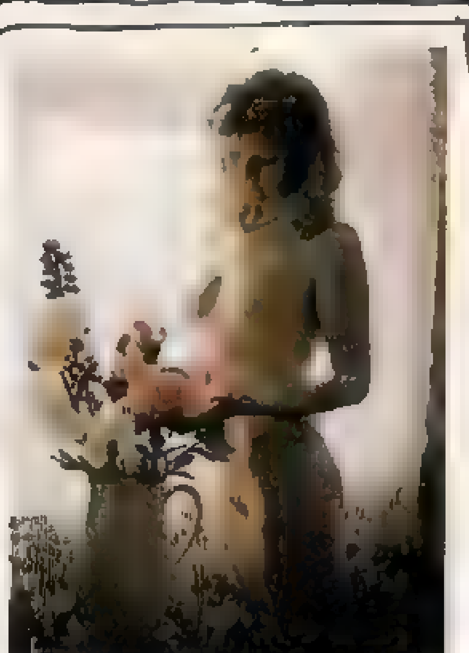
„Bißchen viel Abgas, aber das ist doch mal was anderes zu Weihnachten als immer nur Rasierwasser aus'm Ex!"



Wenn auch keine Weihnachtsgans gereicht wird, so doch immerhin Geflügelbratwurst inmitten von naturbelassenen Weihnachsbäumen. Frohes Fest!



„Ich esse Weihnachten zu Hause. Seit dem Sommer trainiere ich schon!"



„Wenn er wüßte, was ihm hier blüht ..."

Neues vom Wettbewerb

Zu einem kulturpolitischen Höhepunkt gestaltete sich im Klubhaus des Verbandes Z. die Eröffnung des FDJ-Studienjahres mit der Vorführung des Filmkunstwerkes „Otto – der Film".

Und die Wetteraussichten

Temperaturen gleichbleibend, sie richten sich gleichbleibend nach der Anzugsordnung, nicht umgekehrt. Das nördlich einschwenkende Hoch wird dank der Anstrengungen unserer Werktätigen zu einem der erfolgreichsten des Jahres. Vereinzelt Nebelbildung mit beschränkter Sicht auf die Dinge Ein-Strich-kein-Strichweise Regen. In ungünstigen Lagen leichter Frost, aber keine wetterbedingten Katastrophenmeldungen. In der Nacht von Sonntag zu Montag ist mit weiterer Bevölkerungszunahme zu rechnen Allgemeiner Trend: gleichbleibend.

Tschüß bis nächstes Jahr in neuer Frische, rufen KaMa & Co.



Unter Bundschuh und Regenbogenfahne

Vor 500 Jahren wurde Thomas Müntzer geboren – die historische Persönlichkeit, deren Wirken eng mit der deutschen frühbürgerlichen Revolution verbunden ist. Auf dem Höhepunkt dieser Revolution kämpften Müntzer und seine Gefährten unerschrocken und mutig gegen die starken Kräfte der Feudalherren für eine von Ausbeutung und Unterdrükkung freie Gesellschaft, eine „neue Erde".

1524/25 im Bauernkrieg standen Adelsaufgebote und Söldner im Dienste der Fürsten, die für die Aufrechterhaltung der Feudalherrschaft stritten, gegen bäuerlich-plebejische Volksheere, Haufen genannt. Sie kämpften für einen gesellschaftlichen Fortschritt, der – getragen vom aufstrebenden Bürgertum und breitesten Volksschichten – auf lange Sicht zur kapitalistischen Gesellschaft führen sollte.

Die Haufen 1524/25

Die Aufständischen von 1524/25 schufen als militärische Organisation auf regionaler Ebene sogenannte Haufen. Diese überlieferte Bezeichnung verwendeten bereits mittelalterliche Volksaufgebote sowie die Schweizer. Von letzteren rührt die Einteilung in eine Vorhut (Vorzug), einen Gewalthaufen – das Gros des Heeres – und die Nachhut (Nachzug). Auch die Landsknechte im beginnenden 16. Jahrhundert hatten diese Gliederung übernommen und es damit zu einer für die damalige Zeit hohen Kampffähigkeit gebracht. So lag es also nahe, daß auch die Aufständischen im deutschen Feudalreich 1524/25 diese bewährte Organisation übernahmen. Hauptleute, Fähnriche und andere Anführer wurden im „Ring", der Versammlung aller Kämpfer des Haufens, gewählt. Praktisch eine gewiß nicht einfache Sache, denn die Disziplin damals, Ordnung und Bewußtsein dürfen nicht nach heutigen Maßstäben beurteilt werden. Der oberste Feldhauptmann setzte dann im Einvernehmen mit seinem Stab verantwortliche „Spezialisten" ein. Nicht selten waren das in den Bauernhaufen Leute, die vordem Landsknechte gewesen sind und die notwendigen militärischen Kenntnisse und Erfahrungen besaßen.

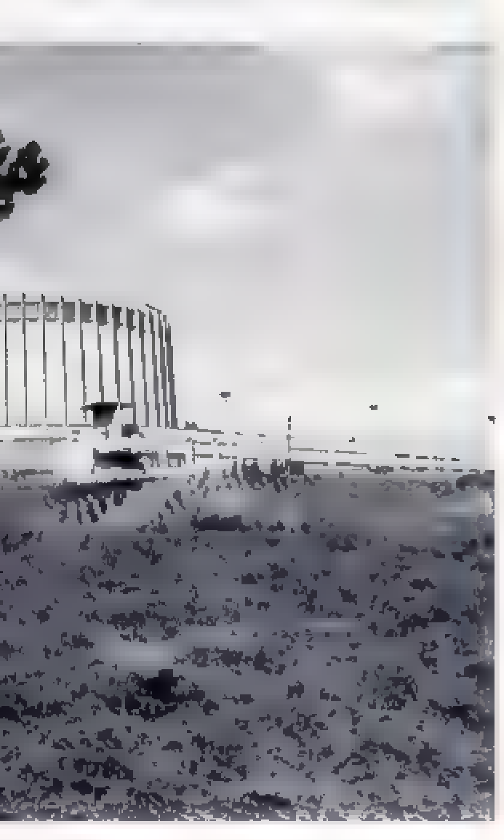
Eine besonders wichtige und geachtete Stellung nahm der Fähnrich ein, der die Fahne des Haufens – zumeist ein kunstvoll besticktes Tuch mit dem Zeichen des Bundschuh und christlichen Symbolen (Gestalten der Maria) – zu hüten hatte. Der Bundschuh galt als Symbol des Kampfes des „armen Mannes" gegen die feudalen Unterdrücker. In Thüringen war die Regenbogenfahne – im Regenbogen sah



Das Schlachtberggelände von Frankenhausen heute

man das Zeichen des Bündnisses von Gott und Menschen – das Kampfbanner der Aufständischen. Der Fähnrich war zugleich auch politische Seele des Haufens, zusammen mit den Kriegsräten, den Abgesandten der Städte und Dörfer, die militärische und politische Aktionen des Haufens mitentschieden. Gewissermaßen gab es eine Art Doppelleitung: den Feldhauptmann oder Hauptmann als militärischen Kommandeur und die Kriegsräte als politisch-militärische Instanz.

Diese Formen der Mitbestimmung der Kämpfer im Haufen und das Bewußtsein, für die Sache des Volkes zu streiten, stellte das Neue in der bäuerlich-plebejischen Militärorganisation dar. Dies belegen auch überlieferte Kriegs- und Feldordnungen der Haufen aus Oberschwaben, Franken, Württemberg und der Pfalz. An der Ochsenfurter Kriegsordnung des Haufens im Taubertal, die sehr detaillierte Vorschriften





für die Organisation, Führung, Disziplin, Ordnung und den Einsatz des Haufens enthält, hat wahrscheinlich der Ritter Florian Geyer mitgearbeitet. Er war einer der wenigen Adligen, die sich auf die Seite der Aufständischen schlugen und ihnen treu bis zum Tode dienten. Die Kriegs- und Feldordnungen orientierten – und das war gleichfalls neu – auf den politischen Sinn des Kampfes, auf die gerechten Ziele und stellten von dieser Warte aus die Forderungen an das politische, militärische und moralische Verhalten der Kämpfer.

Bewaffnung und Ausrüstung

In der älteren militärhistorischen Literatur sind die Haufen nicht selten als schlechtbewaffnete, kaum ausgebildete Heere, die von vornherein zur Niederlage verurteilt waren, dargestellt. Neuere Forschungen haben dieses Bild korrigiert. Viele Haufen besaßen neben Blankwaffen wie Spieße und Hellebarden und rasch zu Waffen umgeschmiedeten Sensen oder Dreschflegeln eine große Zahl von Hakenbüchsen, Luntengewehren sowie Kanonen. Letztere kamen natürlich nicht aus den Dörfern, sondern aus Städten, die sich dem Aufstand angeschlossen hatten. Sie stammten auch von Adligen, die bei Heranrücken eines Bauernheeres aus Angst Waffen und Rüstungen abgaben oder von den Aufständischen gezwungen wurden, ihre Artillerie zu stellen. So waren viele Haufen ihren feudalen Gegnern waffen-


Bauer
mit
Helmbarte
Bauer
mit
Streitaxt
Albertin
Hess.-B
Richtu
Weg de
Reiterf
Landsk
Wagen
Fahnenträger
Stangenwaffen
Armbrustschütze
Landsknecht
mit Bidhänder
und Katzbalger
Zweihänder, Bidhänder
Landsknechtschwert, Katzbalger
Bauernwehr



Regenbogenfahne
KYFFHÄUSER
Rottleben
FRANKENHAUSEN
ches Heer
nschweig. Heer
militärischer Operationen
Artillerie
fein
hhaufen, Artillerie
g und Lager der Bauern
Seehausen
Schlacht bei Frankenhausen am
15. Mai 1525
Landsknech mit
Pike und Katzbalger
Ritter im
Feldharnisch
Morgensterne
Kriegssense und -sichel
– Fischgabel
– Helmbarten
Hakenbüchse
Feldschlange
in Blocklafette
Landsknecht
mit Hakenbüchse
und Katzbalger

technisch durchaus ebenbürtig. Was ihnen aber fehlte, das war die Reiterei. Dieser Mangel wirkte sich vor allem dann in Gefechten verhängnisvoll aus, wenn der Haufen der Fußkämpfer sich aufzulösen begann und die Reiterei des Feindes in die Lücken eindringen und einhauen konnte.

Die Haufen führten einen großen Troß mit Ausrüstung und Verpflegung mit. Transportmittel waren Bauernwagen, die zu Wagenburgen zusammengefahren wurden. Eine solche Burg bot Rückhalt in der Verteidigung. Auch auf dem Marsch und im Feldlager gab es dafür eine Ordnung, um die sich Troßmeister und Wagenburgmeister zu kümmern hatten.

In Schwaben, Württemberg und Franken hatten viele Land- und Stadtbewohner zeitweise bei den Landsknechten gedient, kannten demnach Waffentechnik und taktisches Verhalten. Etwas anders sah es in Thüringen aus. Dort gab es nur das überlieferte Aufgebotswesen der Dörfer, wonach ein Teil der Bauern im Kriegsfalle zum Fürstenheer ziehen mußte. Das waren die sogenannten Defensioner mit zumeist nur geringen praktischen militärischen Erfahrungen und Kenntnissen. Fast die Hälfte aller Kämpfer in den Haufen kam aus den Städten. Viele von ihnen waren im Bürgeraufgebot ausgebildet worden. Und sie brachten auch ihre Waffen mit. Dort, wo Bergleute zu den Haufen stießen, verstärkten sie deren Kampfkraft entscheidend. Die Knappen galten als besonders tapfer und kriegstüchtig, denn sie hatten das Recht, ständig Waffen zu tragen und sich in deren Gebrauch zu üben. In Thüringen allerdings schafften es die Bergleute aus dem Mansfeldischen nicht mehr, den Frankenhäuser Haufen zu erreichen. Sie wurden Anfang Mai 1525 geschlagen.



Landsknechte zur Zeit des Bauernkrieges, zeitgenössischer Holzschnitt

Taktik der Haufen

Die Kriegführung der Haufen läßt sich nicht allein aus ihrer Organisation und dem Einsatz der verfügbaren Waffen erklären. Entscheidend fielen dabei politische Faktoren ins Gewicht: der Einfluß von revolutionären Kräften im Haufen und der von versöhnlerischen, auf Ausgleich mit dem Feudaladel orientierten Kreisen. Da, wo die Revolutionäre das Sagen hatten, konnten sie die Kraft der Haufen für einen entschlossenen Kampf mobilisieren und die Zögernden mitreißen. Nicht selten gelang es aber dem Adel, Verräter in die Führung der Haufen zu schleusen oder Hauptleute für sich zu gewinnen.

In Thüringen übte Thomas Müntzer einen großen Einfluß aus. Aber selbst er stieß hier auf den Widerstand versöhnlerischer Kräfte und konnte sich ihnen gegenüber nicht durchsetzen. So plädierte er 1525 für den Zug des Haufens von Mühlhausen nach Frankenhausen, um dort starke Kräfte zusammenzuziehen und so die heranziehenden Fürstenheere schlagen zu können. Aber in einer Beratung des „Ringes“ in

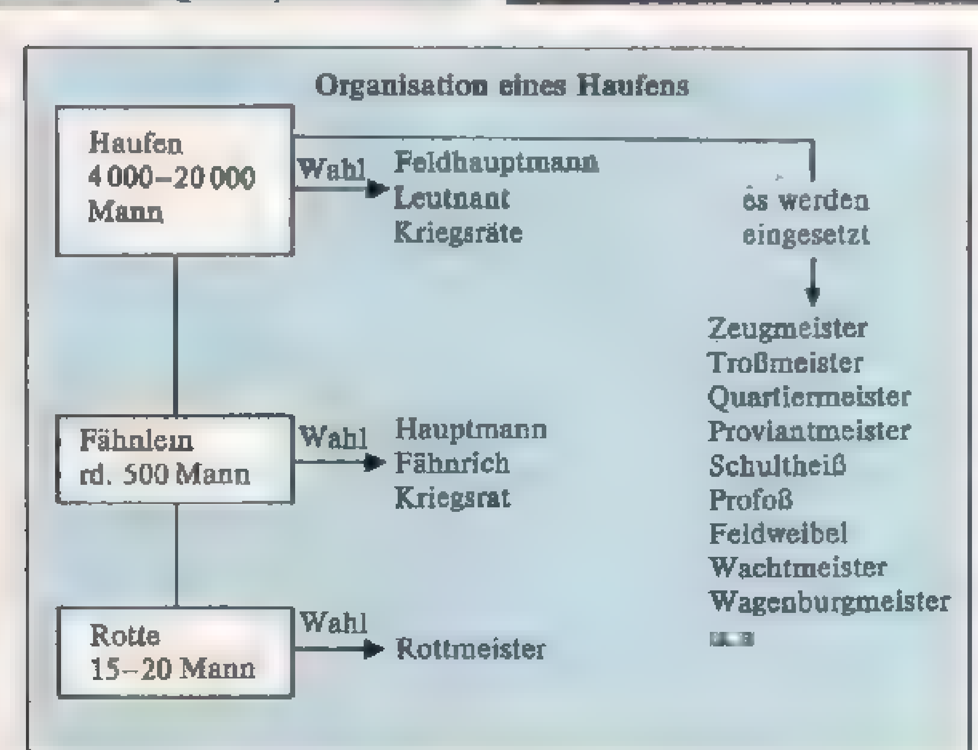
Ebeleben wurde er überstimmt. Der Haufen zog also ins Eichsfeld, wo man zwar in Burgen und Klöstern reiche Beute machte, aber keine militärische Entscheidung fiel. Die Kräfte des Aufstandes zersplitterten, und ein Teil setzte sich dann doch nach Frankenhausen in Marsch. Dort wehrten am 14. Mai die Aufständischen einen Angriff des hessischen Heeres noch erfolgreich ab. Aber dann verharrten sie im Lager bei der Stadt (heute Schlachtberggelände). Dort warteten sie passiv das Herankommen des Feindes ab, ließen sich durch eine Waffenruhe in Sicherheit wiegen, wurden überfallen und geschlagen.



Die revolutionäre Streitmacht hätte einer strafferen und konsequent handelnden Führung bedurft, die alle Kraft der Aufständischen nutzen mußte. Und schließlich mußte – und auch dies ist eine Lehre des Bauernkrieges 1524/25 – die Führung ein gemeinsames Zusammenwirken der Haufen im ganzen Land anstreben. Lokalborniertheit und Provinzialismus vieler Anführer und Kämpfer begrenzten aber regional den Aktionsradius der Haufen. Hinzu kamen Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit der Bauern und Plebejer gegenüber den Versprechungen adliger Herren.

Obgleich die Aufständischen 1525 eine blutige Niederlage erlitten, blicken wir heute mit Stolz auf das Ringen der revolutionären Kräfte jener Zeit, eine neue Militärorganisation zu schaffen. Es sollte eine dem Volk verbundene Streitmacht sein, die ihre Wehrmotivation aus dem Bekenntnis zum Volk ableitete, zur „christlichen Gemeinde" – wie Müntzer und andere Revolutionäre es in der religiös geprägten Sprache jener Zeit sagten.

Die Aufständischen im deutschen Bauernkrieg	Stärke (etwa)
9 Haufen in Thüringen	über 6[illegible] 000 Mann
5 Haufen in Oberschwaben	43 000 Mann
3 Haufen in Franken	19 000 Mann
4 Haufen im Breisgau	12 000 Mann
3 Haufen im Elsaß	2[illegible] 000 Mann
Schwarzwaldhaufen	6 000 Mann
Württembergischer Haufen	20 000 Mann
Fürstenheere	
Schwäbisches Bundesheer	8 500 Mann
Heer des Herzogs von Lothringen	11 000 Mann
Heer des Herzogs von Sachsen und des Landgrafen von Hessen	6 500 Mann



Text: Oberst
Prof. Dr. sc. H. Schnitter
Illustrationen: Heinz Rode
Bild: Archiv



Mai im Winter

Ich hätte nie gedacht,
daß es so etwas gibt –
daß Mai im Dezember ist,
wenn glühend man liebt.
Hab immer gemeint,
nur im Juli blühen Rosen –
nun sehen wir sie im Januar
auf unseren Wangen beim Kosen

Sigrid Mühlhaus
Redakteurin

Am Morgen

Sternkristalle
in den Zweigen.
Pflück ich sie,
weint die Nacht
in meinen Händen.

Ingrid Allstedt
Diplom-Juristin

November

Nebel hat ins Grashaar
Perlen aufgefädelt.
Komm nur,
wir schmücken uns
die Schuh.

Annette Lose
Lehrerin/Jugendfürsorgerin

Heimstatt

Mancher Baum verwachsen
mit kargem Fels
seine Wurzeln erfinderisch
knüpfen Beziehungen
zu Wasser und Luft.

Dennoch wachsen ihm
keine Flügel
diesen Ort zu verlassen

Nur die Vögel
wie bunte Gedanken
tragen ihm Nachricht zu
schwärmen von üppigen Weiden
und der Wind
reitend auf Ätherwellen
weht Bilder herüber und hinüber.

Brigitte Rost
Ingenieur

Redaktion: Oberstleutnant Waldemar Seiffert
Illustration: Wolfgang Würfel



Die besten Gespräche

mein vergeßlicher Freund, sind die beim Kochen
einer Tütensuppe, erinnerst du dich?
Auch in eurer Küche war es nicht schlecht,
der immer chaotische Abwasch, du meist mit Honig
in der Hand, mit deinem Lachen.

Das beste Schweigen,
mein vergeßlicher Freund, ist das
beim nächtlichen Baden im See, mondbeschienen,
oder mit Blitzen über dem Wasser. Jenes
in meinem Zimmer, als ich stundenlang
auf dem kühlen Parkett lag.

Die besten Briefe,
mein unvergeßlicher Freund: die sich trafen
auf halbem Weg, schwer lesbare Antworten
auf geahnte Fragen, erstaunte, nebeneinander-
gestellte Sätze.

Das beste Ende,
mein Freund, ist das beim Kochen
einer Tütensuppe, wenn du, vom Baden kommend,
sagst, als ich das Ei in die Suppe schlage:
Davon will ich jetzt nichts mehr.

Susanne Fienhold
Sekretärin

Vielleicht

Vielleicht bin ich wie der Rabe
dieses ganz verkannte Tier.
All mein Mühn ist kein Gehabe
wärm mich und ich bleibe hier.
Niemals stutze mir die Schwingen
fühle zart mein weiches Kleid
hör im rauhen Ton mein Singen
und bedenke – Raben sind gescheit.

Dr. Ditti Clemens
Wissenschaftliche Assistentin



Schreibende

sind Schakale
stürzen sich auf das Aas
atmen die Luft
an der andere ersticken
sie lieben die Geschundenen
weil diese die besseren Geschichten hergeben

Constanze Weiland
Wirtschaftskaufmann

Die 20jährige Erfurterin erhielt
während des 19. Zentralen Poetenseminars
der FDJ einen Förderpreis.



Eine Betrachtung
zu Leistungsgrenzen
in der Leichtathletik
von Birk Meinhardt

Schneller, höher, weiter

Phantasie, Irrtum, wissenschaftliche Prognose?

„Ach, daß der Mensch so häufig irrt, und nie recht weiß, was kommen wird!“ *(Wilhelm Busch)*



Dennoch übt er sich immer wieder in Prognosen. Und nirgendwo ist die Bereitschaft, sich öffentlich auf Voraussagen einzulassen, so groß wie im Sport. Der immerwährende, vor aller Augen ablaufende Drang des Menschen, seine Leistungsgrenze zu erreichen, reizt zu Gedanken darüber, an welchem Punkt wohl Steigerungen noch möglich oder unmöglich seien.

Viele vor Jahren getroffene Weissagungen sind längst überholt, und es ist ein Spaß für uns Heutige, uns einst abgegebener Urteile zu erinnern. „14 Minuten für 5 000 und 29 Minuten für 10 000 Meter“, so orakelte ein Athlet 1937, „sind die Endstationen“. Jetzt stehen die Weltrekorde bei 12 : 58,39 bzw. 27 : 08,23 min. Der Mann übrigens, der so fatal irrte, war der finnische Langstrecken-Heros Paavo Nurmi, womit auch erklärt ist, daß Fachkenntnis nicht vor Fehlurteilen schützt. Ein weiteres Beispiel lieferte – um nur in Nurmis Zeiten zu bleiben – Brutus Hamilton, damals einer der besten US-amerikanischen Leichtathletik-Trainer. Nie würde ein Mensch die 400 m unter 46 Sekunden laufen oder höher als 2,10 m springen, meinte er. Sicher fehlten Hamilton Vertrauen in die Fähigkeiten der folgenden Generationen – und Phantasie. Doch wieviel Vertrauen und Phantasie besitzen wir? Wer von uns hätte noch vor Beginn der Leichtathletik Saison 1988 vorauszusagen gewagt, daß eine Frau (Florence Griffith-Joyner) kommen und die 100 m unter 10,50 s sprinten würde? So ist es denn der Mensch, der den Menschen widerlegt. In seinem Vermögen, ungeahnte Kräfte freizulegen, liegt seine Macht wie seine Machtlosigkeit. Dieses Spiel wird weitergehen. Und nichts wäre unsinniger als der Gedanke, jenes Rad, das wir treiben und das uns wer weiß wohin führt, sei einmal nicht mehr vorwärtszubewegen.

Weltrekord im Stabhochsprung: Sergej Bubka (UdSSR) 6,06 m. Geht es noch höher? (links)

„König der Athleten“: Zehnkampf-Olympiasieger Christian Schenk. Und doch werden noch bessere kommen.

„Weissagungen sind oft nur fromme Wünsche.“ *(Goethe)*

Dies bedenkend, sollten wir uns davor hüten, zu prophezeien, ein 100-m-Sprinter könne jemals 5,0 oder 6,0 s laufen. Vermutlich (vermutlich!) schafft das niemand aus unserem Fleisch und Blut. Physiologische, biomechanische Grenzen dürften kaum überschritten werden. Aber Hundertstel für Hundertstel wird der Weltrekord verbessert werden – näher und näher an einen Punkt heran, der unerreicht und folglich nicht bestimmbar bleibt. Dafür sprechen auch die Aussagen der aktuellen Weltrekordler. Keiner erklärte nach seiner sportlichen Großtat, weitere Steigerungen seien ausgeschlossen. Harry Reynolds will über 400 m näher an die 43-s-Marke herankommen, Sergej Bubka mit dem Stab die 6,10 m erreichen, Arturo Barrios die 10 km unter 27 min rennen. Ob man auch 30 s sprinten, 7 m springen, 20 min laufen kann, interessierte die Beteiligten im Grunde nicht. Nur wir Außenstehende entwerfen Visionen. „Eine Prognose“, sagt der Leipziger Sportwissenschaftler Heinz Meißner, „nützt den Athleten dann etwas, wenn sie sich damit identifizieren können.“ Genau darin liegt der eigentliche Sinn aller Ermittlungen von zukünftigen Resultaten: Dem Sportler soll geholfen werden, seine Leistung zu planen. Und dies oftmals über einen langen Zeitraum, denn ehe er den Zenit seiner Laufbahn erreicht, vergehen sechs, acht, zehn Jahre. Entsprechend den zu erwartenden Ergebnissen gilt es zu trainieren. Wer also in einem halben Jahrzehnt die Nummer Eins sein will, der muß sich im Alltag neue Wege erschließen. Vorbildlich demonstriert hat das in der jüngsten Vergangenheit Florence Griffith. Heinz Meißner: „Sie entwickelte ein spezielles Krafttraining bis zur Perfektion. Und, was das Schwierigste ist: Die gewonnene Physis setzte sie in Bewegung um.“

„Wir müssen den Weg in die Zukunft klar überschauen.“

(O'Casey)

Nurmi und Hamilton taten das – bei allem Respekt – nicht. Wenn auch ihre Voraussagen ihrer Erfahrung entsprangen, so fehlte ihnen doch die wissenschaftliche Basis, ohne die heute ein ernstzunehmender Blick in die Zukunft unmöglich wäre. Nicht um Schätzungen nach der Formel „Pi mal Daumen“ geht es, sondern um mathematische Modelle, deren Werte noch eine fachmännische Korrektur erfahren. Angewandt wird zum Beispiel die Tendenzberechnung mit Extrapolation (Weiterberechnung einer Kurve über die vorliegenden Werte hinaus). Maßgeblich hierbei ist die aus vergangenen Zeiten erhalten gebliebene Informationsmenge. Da der Sport von der Anschaulichkeit lebt und in jeder Phase Spaß bereiten soll, sei diese Abstraktion aufgelöst und das Modell am Beispiel Männer-Weitsprung erklärt. Obwohl erst ab 1913 offizielle Weltrekorde geführt werden, sind uns die Bestmarken bereits ab 1886 überliefert. Das Material aus über 100 Jahren reicht, um Schlüsse bis ins Jahr 2000 ziehen zu können. Den Berechnungen zufolge müßte dann der Supersatz Bob Beamons um zehn Zentimeter verbessert werden, also der erste Mensch über neun Meter gesprungen sein. Kein Geheimnis allerdings, daß sich im Stadion nicht alles so ergibt, wie zuvor in den Instituten errechnet. Kann doch sein, es erscheint einer auf der Bildfläche wie 1968 Beamon, der auf unglaubliche Weise vorführte, wie man Prognosen über den Haufen wirft. Kann doch sein, es findet einer eine revolutionierende neue Technik, eine gänzlich andere Trainingsmethode, einen schnelleren Anlaufbelag. Vieles ist möglich, nur: Wir können es allenfalls ahnen. „Wir sind, wenn wir vorausschauen, behaftet mit den Bedingungen unserer Zeit“, sagt Heinz Meißner.

So wird, wer Irrtümer vermeiden will, auf allzu langfristige Prognosen verzichten. Als handhabbar hingegen haben sich Voraussagen über jeweils vier Jahre – einen Olympiazyklus also – erwiesen. Die Siegleistungen der Leichtathletik-Wettbewerbe von Barcelona 1992 stehen deshalb auf dem Papier bereits seit geraumer Zeit fest. Bei der Errechnung zu Hilfe genommen wurden die Entwicklungsraten von 1985 bis 1988, die Soul-Ergebnisse, das Verhältnis von Weltrekord und den nachfolgenden neun besten Leistungen. Kurzum, es handelt sich um eine Wissenschaft für sich. Unter der Rubrik „400 m der Frauen“ kristallisiert sich am Ende einer größeren Zahlenkolonne der Wert 47,92 s heraus. So schnell wird in Barcelona die Siegerin laufen müssen. Die Neubrandenburgerin Grit Breuer, deren Bestzeit noch über 50 s liegt, richtet sich nach eigenen Aussagen darauf ein; sie hat sich mit der Prognose identifiziert. Carl Lewis wird, wenn er zum dritten Mal in Folge den olympischen Weitsprung gewinnen will, auf 8,89 m kommen müssen, und Roger Kingdom möchte für seinen



Sind ihre Leistungen in absehbarer Zeit zu verbessern? Marita Koch lief 1985 47,60 s über 400 m. Der Armeesportler Uwe Hohn warf 1984 den Speer 104,80 m weit; mit dem inzwischen veränderten Speer wird das in diesem Jahrhundert wohl niemand schaffen. Bob Beamon sprang 1968 8,90 m.



dritten Olympiasieg über die kurze Hürdendistanz seinen Weltrekord schon auf 12,90 s verbessern. Den Athleten ist damit der Orientierungsplan gegeben. Möglicherweise liegt vor ihnen nur der Stoff für neue Irrtümer. Sie allein entscheiden jedoch darüber.

„Der Irrtum und das Verbrechen, beide suchen die Dunkelheit.“ *(Helvetius)*

Nicht die Prognosen an sich seien wichtig, sagt Heinz Meißner, sondern die Mittel und Wege, um sie zu verwirklichen. Wo also liegen die Reserven, die der Mensch freisetzen kann?

Zum Beispiel in der Verinnerlichung einer neuen Technik. In der klassischen Sportart Leichtathletik hielten sich in dieser Hinsicht zuletzt die Veränderungen in Grenzen; der Spielraum scheint ausgeschritten. Und wenn ein neuer Stil kreiert wurde, dann durch Athleten, deren Leistungen stagniert und die deshalb nach neuen, veränderten Bewegungsmustern gesucht hatten. Kugelstoßer Alexander Baryschnikow, der als erster Drehstoßtechniker von Weltruf gilt, ist ein solcher Protagonist. Auch die heutigen Drehstoßer begannen ihre Laufbahn mit einer herkömmlichen Technik. „Da jedoch durch die Fliehkraft ganz andere Körperpartien beansprucht werden, müßte man sich im Training von Anbeginn darauf einstellen, wenn man dem Drehstoß wirklich zum Durchbruch verhelfen wollte. Das aber ist noch nicht geschehen. Die Erfahrungen von einzelnen reichen nicht aus für revolutionierende Veränderungen.“

Manches Detail, durch das sich Leistungssteigerungen auf seriöse Art und Weise erreichen ließen, wird derzeit noch untersucht. Andere, ins Dunkel gehüllte Methoden sollten sich von selbst verbieten. Das betrifft zum einen die künstliche Schaffung von lebensbedrohlichen Situationen, in denen der Körper unmöglich scheinende Leistungen zu vollbringen vermag. In Todesangst sprangen Menschen schon über Hindernisse, höher als der Hochsprung-Weltrekord. Sie nutzten Reserven, die im Normalfall unantastbar sind. Einen solchen „Ausnahmezustand“ im Sport herauszufordern, wäre Raubbau am Körper. Dieser würde unter der Gefahr aufgebaut, nach Erfüllung einer – vielleicht spektakulären – Pflicht zu zerfallen. Gleiches gilt für das Doping, dessen Spätfolgen man heute nicht absehen kann. Athleten, Ärzte, Trainer und Funktionäre, die solcherart versuchen, Vorteile zu erlangen, sind nicht nur schlechthin Spielverderber beim Vergnügen der Menschheit, sich selbst zu entdecken, sondern Zerstörer der Natur, als deren Teil wir uns begreifen. Sie hat uns Grenzen auferlegt, die wir erreichen oder nicht. Irrtum und Verbrechen zugleich: jene Grenzen verschieben zu wollen.

Bild: ADN-ZB





»Fahrtraining auf dem Knüppeldamm«

Bild: Manfred Uhlenhut

ZUSAMMEN MIT IHR

Da schwer zu ertragen die Zeit, warte auf mich:
wir wollen mit Lust sie durchleben.
Reich deine kleine Hand mir:
wir wollen aufsteigen und leiden,
wollen hinüberspringen und fühlen.

Laß uns von neuem das Paar sein,
das an struppigen Orten gelebt,
in Felsennestern, rauhen.
Da so lang diese Zeit währt, warte auf mich
mit dem Korbe, mit deiner Schaufel,
mit deinen Schuhen und deinem Kleid.

Jetzt, wir haben uns nötig,
nicht für die Nelken allein,
nicht nur, um Honig zu suchen:
wir brauchen unsere Hände
zum Waschen, um Feuer zu machen,
und erdreisten soll sich die hartherzige Zeit nur,
herauszufordern die Unendlichkeit
von vier Händen, vier Augen.

Pablo Neruda





Bild: Manfred Uhlenhut

Otto von Bismarck (1815–1898) betrat 1847 die Buhne der Politik und sammelte als preußischer Gesandter am Bundestag in Frankfurt am Main, später als Botschafter in Petersburg und in Paris reiche Erfahrungen. Er gewann nicht nur Einblick in die Praktiken der Diplomatie, sondern auch einen beachtlichen Sinn für politische Realitäten.

Am 23. September 1862 zum preußischen Ministerpräsidenten ernannt, erschien eine Woche darauf Bismarck vor der Budgedkommission des Abgeordnetenhauses. Dort unterlief ihm eine Panne, die seinem taktischen Talent zu widersprechen schien: Der kraftig gebaute Mann sprach in der ihm eigenen Pose – eine Hand lässig in der Hosentasche , doch mit dunner, zu ihm kaum passender Stimme. Seine Gedanken sprangen von einem Thema zum anderen. Er zeigte, um friedliche Absicht zu bekunden, einen in Avignon gepfluckten Feigenzweig, verstieg sich aber sogleich zu einer unbedachten Äußerung: „Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht. Preußen muß seine Kraft zusammenfassen und zusammenhalten auf den günstigsten Augenblick, der schon einige Male verpaßt ist, Preußens Grenzen nach den Wiener Verträgen sind zu einem gesunden Staatsleben nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut."



Vor 125 Jahren:
DURCH EISEN
UND BLUT
Tatsachenbericht von
Dr Christian Heermann

Der Plan des Premiers

Obwohl seit den Zeiten des altrömischen Dichters Quintilian der Slogan von „Blut und Eisen" schon oft aufgetaucht war, wurde er erst durch Bismarck zum geflügelten Wort, das ihm bis heute anhaftet.

Seinerzeit löste diese unverblümte Äußerung Empörung und Vermutungen aus: Ist es bloße Kraftmeierei, fragten die einen, oder beginnt jetzt eine abenteuerliche Politik, fürchteten andere. Die kommenden Jahre indes sollten zeigen, daß beides nicht den Kern der Sache traf. Was Bismarck „die großen Fragen der Zeit" nannte, waren zwei miteinander verflochtene Komplexe: Es ging um die Schaffung eines einheitlichen, bürgerlichen Nationalstaates — entweder durch Errichtung einer demokratischen Republik, was im Interesse breiter Volksmassen gewesen wäre, oder durch die „Revolution von oben" unter preußischer Führung. Anderes war unreal. Welcher Weg beschritten würde, hing vor allem von der Bourgeoisie als der ökonomisch stärksten Klasse ab.

1806 war das im 15. Jahrhundert entstandene „Heilige Römische Reich Deutscher Nation" — zuletzt nur noch ein Name für überwiegend deutschsprachige Gebiete nördlich der Alpen — zerbrochen. Der 1815 im Gefolge des Wiener Kongresses gezimmerte Deutsche Bund umfaßte in lockerer Verbindung 28 von Fürsten regierte Staaten und vier Freie Städte. Jedes Mitglied hatte eigene Münzen, Maße, Gewichte und Gesetze. Dies und die Zollschranken traten dem Aufschwung der Industrieproduktion zur Jahrhundertmitte immer deutlicher entgegen. Ein großer Binnenmarkt in einem einheitlichen Staat mit einheitlichen Gesetzen war deshalb objektiv notwendig und lag ganz im Interesse des Bürgertums.

Um aber die Macht der Junker und des Königs zu erhalten, einer bürgerlich-demokratischen Revolution vorzubeugen und bürgerliche Kreise von der Regierungsgewalt fernzuhalten, entwarf Bismarck den Plan der deutschen Teileinigung unter preußischer Vorherrschaft. Teileinigung deshalb, weil Österreich als zweite Großmacht im Deutschen Bund kein Interesse an einer Einheit hatte, sondern auf das gleichermaßen reaktionäre wie unrealistische Konzept einer Verewigung der bestehenden Zustände setzte: Österreich — nach Friedrich Engels „der reaktionärste, der modernen Strömung am widerwilligsten folgende Staat Deutschlands" — ging es um die Sicherung der Macht in den von Ungarn, Tschechen, Slowaken, Slowenen, Kroaten, Serben, Rumänen, Polen, Ukrainern und Italienern bewohnten Gebieten. Zudem bildete sich im deutschsprachigen Teil der Donaumonarchie immer stärker eine eigene, die österreichische Nation heraus.

Nach Verkündung der Parole von „Eisen und Blut" begaben sich die liberalen Kreise der Bourgeoisie in heftige Opposition zu Bismarck. Ihre Vertreter im Abgeordnetenhaus lehnten beispielsweise alle Militärausgaben ab. Doch den Plänen des Premiers kam nun ein zeitlicher Zufall zu Hilfe, der einen ersten Schritt zum Ziel ermöglichte — sogar mit österreichischer Waffenhilfe. Die Wurzeln jenes Geschehens reichen Jahrhunderte zurück ...

„Up ewig ungedeelt"

Als im Jahre 1460 das Herrscherhaus der Herzogtümer Schleswig und Holstein ausgestorben war, wurde der Dänenkönig Christian I. zum Landesherrn gewählt. Vor Antritt seiner Regentschaft mußte er allerdings eine Urkunde ausstellen, die den Herzogtümern bestimmte Privilegien, etwa in Steuerbelangen, einräumte. Auch sollten sie „up ewig ungedeelt" bleiben und somit als selbständiges Ganzes fortbestehen.

Diese Rechte führten bald zu mancherlei Reibereien zwischen der deutschen und dänischen Bevölkerung, und es kam zu Bemühungen Dänemarks, die Herzogtümer oder zumindest das nördliche Schleswig vollständig dem Königreich einzuverleiben. So 1848, als Kopenhagen den Versuch unternahm, die Verbindung der Gebiete zu zerreißen und Schleswig zu annektieren. Die Schleswiger und Holsteiner führten einen fast zwei Jahre währenden antidänischen Befreiungskampf. Preußen — über den Deutschen Bund um Beistand gebeten — griff nur halbherzig ein und stimmte schließlich zu, die früheren Verhältnisse wiederherzustellen: Holstein und nun auch Schleswig gehörten zum Deutschen Bund, der dänische König blieb Herzog von Schleswig und Holstein und auch Deutscher Reichsfürst. Eine verworrene Konfliktsituation, in der sich die überwiegend deutsche Bevölkerung von Preußen verraten und von Dänemark unterdrückt sah.

Das Jahr 1863 brachte Dänemark eine neue Verfassung, die auch für Schleswig gelten sollte und die Selbstverwaltungsrechte in diesem Teil des Herzogtums aufhob. Das holsteinische Truppenkontingent wurde aus der dänischen Armee zwar ausgegliedert, blieb aber unter dem Kommando dänischer Offiziere und sollte sich aus eigenem Budget finanzieren. Bestimmte Einnahmen Holsteins — so aus Domänen und Grenzzöllen — erklärte Kopenhagen zum ablieferungspflichtigen Tribut. Hinzu kam, daß mit dem Tod des Königs ein Thronwechsel vom Haus Oldenburg zu dem einer weiblichen Linie entstammenden und somit zur herzoglichen Erbfolge in Schleswig-Holstein vertraglich nicht berechtigten Haus Glücksburg erfolgte. Aber weniger die solcherart formal in Frage gestellte Personalunion, sondern vielmehr die faktische Einverleibung Schleswigs durch Dänemark löste nunmehr eine Kette von Ereignissen aus.

Strategisch verfeindet, taktisch verbündet

Fast alle Beamten in Schleswig-Holstein versagten dem neuen König den Eid, und viele schleswig-holsteinische Soldaten in der dänischen Armee verweigerten den Gehorsam. Überall in den deutschen Staaten entstanden „Schleswig-Holstein-Vereine", die eine völlige Unabhängigkeit der Gebiete von Dänemark forderten. Volksversammlungen fanden statt, Geld wurde gesammelt, die Eintragungslisten der Freiwilligenverbände füllten sich. Eingedenk des preußischen Verrats durch die Verträge von 1850 und 1852 kam es zu revolutionären Aufrufen: „Die Fürsten verraten uns! Weg mit ihnen!

Ergreift die Waffen und helft Euch selbst!" So stand es auf Plakaten Ende 1863.

Auch Bürger- und Junkertum unterstützten die Belange Schleswig-Holsteins; manche Mittel- und Kleinstaatenherrscher in der Hoffnung, daß mit einem von dänischer Hoheit freien Schleswig-Holstein ein wenigstens mittleres Gegengewicht zu Preußen entstehen könnte. Welche Motive auch immer die politisch oder wirtschaftlich Herrschenden drängten – ihnen gelang es jedenfalls ziemlich rasch, die patriotische Bewegung unter ihren Einfluß zu bringen. „Volk und Fürsten" sollten Schleswig-Holstein „gemeinsam" befreien, hieß ihre Losung.

Bismarck ging es allein um preußischen Machtzuwachs, und eine „waffenmäßige Großmachtpolitik" sah er als das geeignete Mittel an. Mit demokratischen Bewegungen wollte er's ch nicht arrangieren. Als Partner bot sich Österreich an, das in seinem eigenen Vormachtstreben sich nicht den Rang ablaufen lassen wollte durch eine preußische Alleinaktion. So kam es, daß Bismarck den strategischen Hauptfe nd









Abb. von o. n. u.: Das preußische 3. Jägerbataillon im Gefecht vor Düppel. Im Schützengraben vor Düppel. Helmuth von Moltke.



preußisch-österreichisches Ultimatum an Dänemark, in dem die Wiederherstellung des vorherigen Status Schleswigs verlangt wurde. Als Kopenhagen ablehnte, überschritten die per Eisenbahn längst herangeführten Verbände der Preußen und Österreicher in den frühen Morgenstunden des 1. Februar bei klirrendem Frost in der Nähe von Kiel und Rendsburg die Grenze zu Schleswig, um es – unabhängig vom Deutschen Bund – mög-





als taktischen Verbündeten gewann. In einem Pakt allerdings, dessen kurze Lebensdauer absehbar war.

Sturm auf die Düppeler Schanzen

Mit Beginn des Weihnachtsfestes 1863 überzogen rund 22 000 Mann starke preußische, österreichische, sächsische und hannoveranische Bundestruppen die Herzogtümer Holstein und Lauenburg und hielten dieses von den Dänen kampflos geräumte Gebiet besetzt. Am 16. Januar 1864 erging ein





Abb. von o. n. u.: Eroberte dänische Schanze. Preußischer Krankenwagen. Gefecht bei Velle. „Papa" Wrangel. „Die Bombe kommt!". Nordseite der Düppeler Schanze IV nach der Erstürmung.

lichst schnell zu besetzen

Die verbündeten Armeen rückten mit insgesamt 56 370 Mann und 158 Geschützen, denen später noch 80 Festungsgeschütze folgten, in drei Abteilungen nach Norden vor: Die preußische Gardedivision am linken Flügel kommandierte Generalleutnant von der Mülbe. Das österreichische Korps in der Mitte befehligte Feldmarschall-Leutnant von Gablenz. Den rechten Flügel bildete ein preußisches Korps unter Prinz Friedrich Karl. Den Oberbefehl hatte der preußische Feldmarschall Friedrich von Wrangel, ein auch „Papa Wrangel" genannter seniler Greis, dessen Unentschlossenheit und fehlerhaftes Handeln so manches Gefecht unnötig in die Länge ziehen sollte. Denn mit 39 000 Soldaten und 104 Geschützen war die dänische Feldarmee unter General de Meza von Anbeginn im Nachteil. Auch verfügten die Preußen mit ihren gezogenen Hinterladegeschützen und dem erstmals in größerer Zahl eingesetzten Zündnadelgewehr über eine ungleich höhere Feuerkraft als der Gegner.

Die dänischen Truppen leisteten zunächst nur geringen Widerstand. Offensichtlich hatte ihre Führung den Aufmarsch nur als eine Drohung gewertet, denn weder zusätzliche Rekruten noch die Reservisten waren zu den Waffen gerufen worden. Enorme Geldnöte des Staates mögen zu dieser Unterlassung beigetragen haben. Große Erwartungen schienen die Verteidiger auf mehrere ausgedehnte, als schwer einnehmbar geltende Befestigungsanlagen zu setzen, zum Beispiel auf das Danewerk nahe der Stadt Schleswig: Der aus dem 9. Jahrhundert stammende 17 Kilometer lange und bis 16 Meter hohe Grenzwall war an 23 Punkten festungsmäßig ausgebaut und mit Artillerie bestückt. Als die preußische Garde am 5. Februar die Anlage umging und sich anschickte, deren Besatzung im Rücken anzugreifen, waren die Dänen unter Zurücklassung der meisten Geschütze längst in Richtung Flensburg abgezogen.

Die Angreifer nahmen die Verfolgung auf, konnten aber den Zwölfstundenvorsprung der dänischen Truppen nicht wettmachen. Lediglich ein österreichisches Kontingent geriet mit einer gegnerischen Nachhut ins Gefecht. Und abgesehen von einigen Scharmützeln geschah nun zehn Wochen lang fast nichts. Mit dem Rückzug der Dänen aus dem Danewerk war der „Operationsplan von Wrangel gestört" worden, hieß es.

Die dänische Feldarmee hatte sich nunmehr geteilt: Ihre Hauptmacht setzte sich an Schleswigs Westküste auf der Halbinsel Sundewitt in den Düppeler Schanzen fest, während ein kleinerer Teil weiter nördlich nach Fredericia in Jütland zog. Ihm folgte – entgegen aller Logik – Wrangel persönlich an der Spitze des Gros der Verbündeten, ohne zu entscheidenden Kampfhandlungen zu kommen. Der Rest unter Prinz Friedrich Karl sollte die dänischen Hauptkräfte bei Düppel schlagen. Hätte jetzt der dänische Oberkommandierende entschlossen gehandelt, wäre das Schicksal der preußischen Belagerer besiegelt gewesen. Aber nichts dergleichen geschah.

Die Anlagen bei Düppel waren zehn stark befestigte, geschickt gestaffelte, mit Geschützen bewehrte Schanzen. Nachdem die Preußen den Südteil der Halbinsel Sundewitt besetzt und neue Artillerie herbeigeschafft hatten, begann am 18. April um 3 Uhr morgens eine siebenstündige Kanonade aus allen Rohren. Schlag 10 Uhr verstummte das Feuer, und sechs Sturmkolonnen eroberten in 22 Minuten die Schanzen Nr. 1 bis 6 in der ersten Verteidigungslinie. Vier Stunden später war nach hohen Verlusten auf beiden Seiten der letzte Widerstand der Verteidiger gebrochen. Den Preußen fielen 118 Geschütze in die Hände. Der größte Teil der überlebenden Dänen jedoch konnte sich zur nahen Insel Alsen absetzen.

Am 29. April besetzten die Österreicher das belagerte, von seiner Besatzung überstürzt verlassene Fredericia. Dreizehn Tage später schlossen die Seiten einen auf zunächst vier Wochen befristeten Waffenstillstand – die Dänen in der Hoffnung, daß ihr beharrlicher Anspruch auf Schleswig durch die Briten unterstützt würde. Inzwischen hatte Prinz Friedrich Karl von Preußen den unfähigen Wrangel als Oberbefehlshaber abgelöst, Generalleutnant Helmuth von Moltke wurde Generalstabschef der verbündeten Armeen, und Ende Juni flammten die Kämpfe wieder auf.

Am 29. Juni erzwangen die Preußen den Übergang nach der stark befestigten Insel Alsen, und in rascher Folge nahmen die Verbündeten das gesamte Jütland bis zu Skagens Horn und die nordfriesischen Inseln ein.

Eine Falle für Österreich

Am 20. Juli kam es zu einer erneuten Waffenruhe, der am 1. August ein Vorfriede und am 30. Oktober 1864 schließlich der Friedensvertrag von Wien folgten. Der dänische König trat alle bisherigen Rechte nicht nur auf Schleswig und Holstein, sondern auch auf das bisher gar nicht in Betracht bezogene kleine Herzogtum Lauenburg an Preußen und Österreich ab. Ein Krieg war zu Ende, in dem die Soldaten für die Befreiung ihrer Landsleute aus fremder Vorherrschaft gekämpft, die herrschenden Klassen indes eigensüchtige Großmachtziele verfolgt hatten.

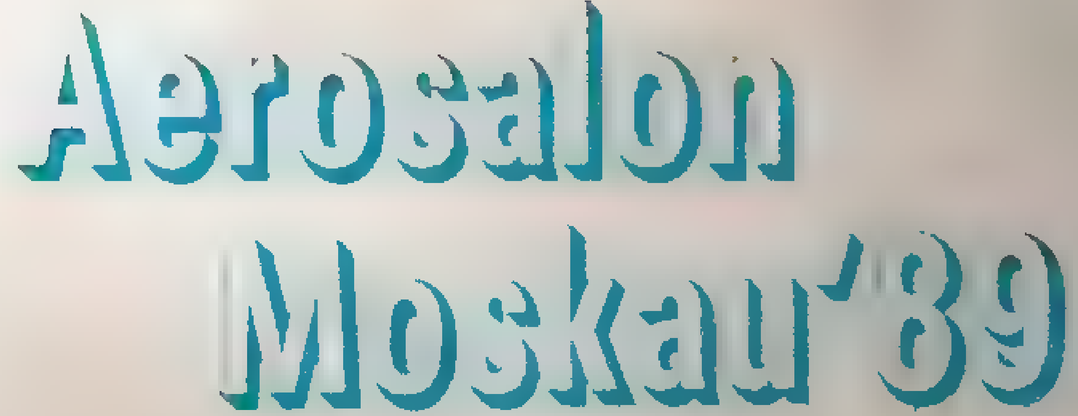
Der große Gewinner blieb Bismarck. Teile des Bürgertums, die ihm bisher mißtraut hatten, änderten ihre Position, wurden sogar zu seinen Mitläufern. Denn er hatte gezeigt, daß es ihm mit der Einigung Deutschlands ernst war. Und seinem Verbündeten auf Zeit, dem strategischen Gegner Österreich, hatte er noch geschickt eine Falle gestellt: Nach einem Abkommen vom 14. April 1865 teilten sich Preußen und Österreich in die Verwaltung von Schleswig-Holstein. Dies bot ausreichenden Konfliktstoff, der zum von Bismarck längst angestrebten Krieg Preußens gegen den Hauptrivalen um die Vorherrschaft in Deutschland führen mußte.

Seit dem Ende des Krieges gegen Dänemark war noch kein Jahr vergangen, als sich preußische und österreichische Truppen auf dem Schlachtfeld als Feinde gegenüberstanden.

Bild: Archiv Dr. Heermann (6), Archiv



Ende August fand auf dem Flugplatz „Michail Frunse“ in Moskau der erste Aerosalon der UdSSR statt. Gezeigt wurden insgesamt 37 Flugzeuge und Hubschrauber – darunter viele erstmals in der Öffentlichkeit. Für AR berichtet Detlev Grass (Text und Bild) vom



Aerosalon Moskau'89



A-40



Einmalig! So kann man – ohne Übertreibung – diesen ersten Moskauer Aerosalon bezeichnen. Über eine Woche lang präsentierte die sowjetische Luftfahrtindustrie im Herzen Moskaus der Weltöffentlichkeit, was sie zu leisten vermag. Die Versuchskonstruktionsbüros (OKB) Antonow, Jakowlew, Kamow, Mil, Mikojan, Suchoj und Tupolew sowie das Zentrale Aero-Hydrodynamische Institut (ZAGI) stellten bewährte, vor allem aber neueste Zivil- und Militärflugzeuge vor. Allerdings, wegen der nur 800 Meter langen Start- und Landebahn von Chodinka, dem ältesten aller Moskauer Flughäfen, waren dort die ganz großen Passagier- und Transportmaschinen leider nicht zu sehen. Dennoch brauchten die Moskauer und ihre Gäste auf deren Vorstellung nicht ganz zu verzichten. Am Tag der sowjetischen Luftflotte, der 1989 erstmals für alle Bereiche der Luftfahrt gemeinsam gefeiert wurde, fand zum Auftakt des Aerosalons über dem DOSAAF-Flugfeld in Tuschino eine Flugschau statt.

Derartige Luftparaden wurden bis 1967 in regelmäßigen Abständen veranstaltet; die erste am 18. August 1933 über dem Frunse-Zentralflughafen, dem Ort des diesjährigen Aerosalons. Seither gab es, abgesehen von kleineren Flugsportveranstaltungen, so etwas nicht mehr. Umsomehr freuten sich darum die Luftfahrtbegeisterten über die Nachricht, daß diese Tradition nun wiederbelebt werden soll. Der Andrang in Tuschino am 20. August war dann auch entsprechend. Zehntausende Moskauer und Besucher der sowjetischen Metropole ließen es sich nicht nehmen, das Spektakel zu beobachten. Beeindruckt verfolgten sie die Vorführungen der Piloten in ihren Maschinen.



Tu-160



Tu-204

Typ	Tu 160	Su 27 UB	Mi 26 T	Mi 28	Ka-27 PS	Ka-29 TB	ka-32 S
Spannweite/	56,0 m	14,7 m					
Rotordurchmesser			32,0 m	17,2 m	15,9 m	15,9 m	15,9 m
Länge	54,0 m	21,94 m	40,02 m	16,85 m	15,9 m	15,9 m	11,3 m
Höhe	13,0 m	6,36 m	11,75 m	4,81 m	5,4 m	5,4 m	5,4 m
Startmasse	275 t	30 t	56 t	11,4 t	12 t	12 t	12,6 t
V_{max}/V_{Reise}	2 200 km/h	M 2,35	255 km/h	280 km/h	250 km/h	245 km/h	230 km/h
Besatzung	4 Mann	2 Mann	5 Mann	1 + 1 Mann	3 Mann	2 Mann	1 3 + 16 Mann

(siehe auch Typenblätter)

Wo gerade noch Sportflieger mit Jak-52-Schulflugzeugen die vier Buchstaben CCCP an den Himmel schrieben, waren Sekunden später Abfangjagdflugzeuge MiG-29 zu sehen; zeigten Loopings und Rollen, zogen kerzengerade in die Höhe. Allgemeine Begeisterung rief der Schwerlasttransporter WM-T hervor. Auf seinem Rumpf beförderte er einen 41 Meter langen Treibstofftank für die Trägerrakete Energija. Diese Maschine aus dem Hause Mjassischtschew war durch Umrüsten aus einem ehemaligen Bomber vom Typ M-3 entstanden. Unlängst erst hatte man 30 dieser Fernbomber im Zuge von Abrustungsmaßnahmen außer Dienst gestellt und verschrottet.

Ebenfalls mit Beifall begrüßten die Zuschauer die neuen Passagierflugzeuge Der sowjetische Airbus Il-96 bietet 300 Fluggästen Platz und kann diese über 11 000 Kilometer nonstop ohne Zwischenlandung befördern. 214 Passagiere auf einmal können in der Tu-204 reisen. Sie ist für die Flüge mittlerer Reichweite bis 3 500 Kilometer vorgesehen. Beide Maschinen zeichnen sich durch ökonomischen Treibstoffverbrauch sowie geringen Wartungsaufwand aus und werden schon bald für Linienflüge auf den Strecken der Aeroflot eingesetzt.

Von den Leistungen der sowjetischen Hubschrauberkonstrukteure zeugten Flugvorführungen mit dem derzeit größten Transporthubschrauber der Welt, Mi-26. Und auch der kürzlich auf dem Pariser Luftfahrtsalon vorgestellte Kampfhubschrauber Mi-28 war zu sehen.

Wie schon in Paris war natürlich die Suchoj Su-27 als derzeitiger Star der

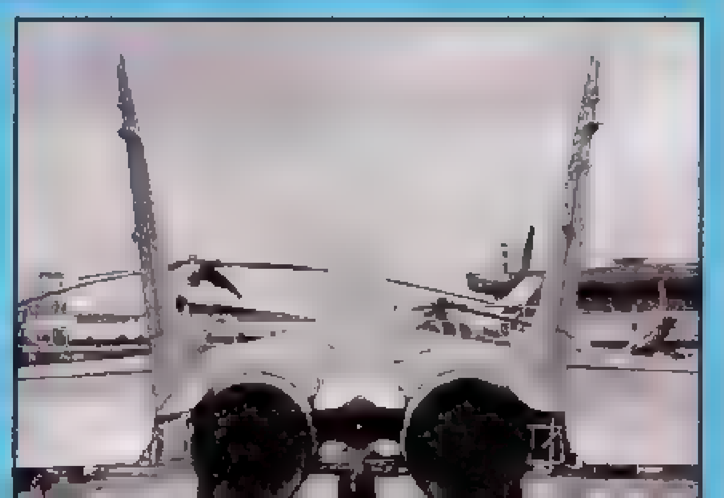


Su-27UB



MiG-29





sowjetischen Militärluftfahrtindustrie beteiligt. Mit offenem Mund und Kopfschütteln verfolgten die Zuschauer Kunstflugdarbietungen der Su-Piloten. Den größten Eindruck dabei hinterließ wohl die sogenannte Pugatschow-Cobra. Dies ist ein Flugmanöver, das weltweit bisher mit keinem anderen Strahlflugzeug gelang: Der Pilot überführte seine Maschine aus dem Horizontalflug bei einer Geschwindigkeit von 800 km/h über die Senkrechte in einen Steigwinkel von 110 Grad. Anstatt aber nun wie beim klassischen Looping weiterzuziehen, ließ der Flugzeugführer den Steuerknüppel wohl etwas nach. Jedenfalls flog plötzlich die Maschine – ohne an Höhe zu verlieren – etwa 4 Sekunden lang rückwärts, kippte dann wieder über den Bug ab und setzte ihren Flug fort, wobei sie rasch wieder die auf 150 km/h zurückgegangene Geschwindigkeit erhöhte.

Erstmals öffentlich vorgestellt wurde in Tuschino der strategische Raketenträger Tu-160, ein Schwenkflügler, der mit modernsten Navigationsgeräten ausgestattet ist und mit dem während der Flugerprobung Testpilot B. Jeremi 2 200 km/h erreichte.

Erst wenige Wochen vor Eröffnung des Aerosalons war in der sowjetischen Tagespresse vom Erstflug eines neuen sowjetischen Flugbootes berichtet worden. Und obwohl es noch erprobt wird, entschlossen sich die Veranstalter der Luftschau, auch die A-40 Albatros vorzuführen. Entwickelt wurde dieses

Mi-28


Mi-26


Ka-29

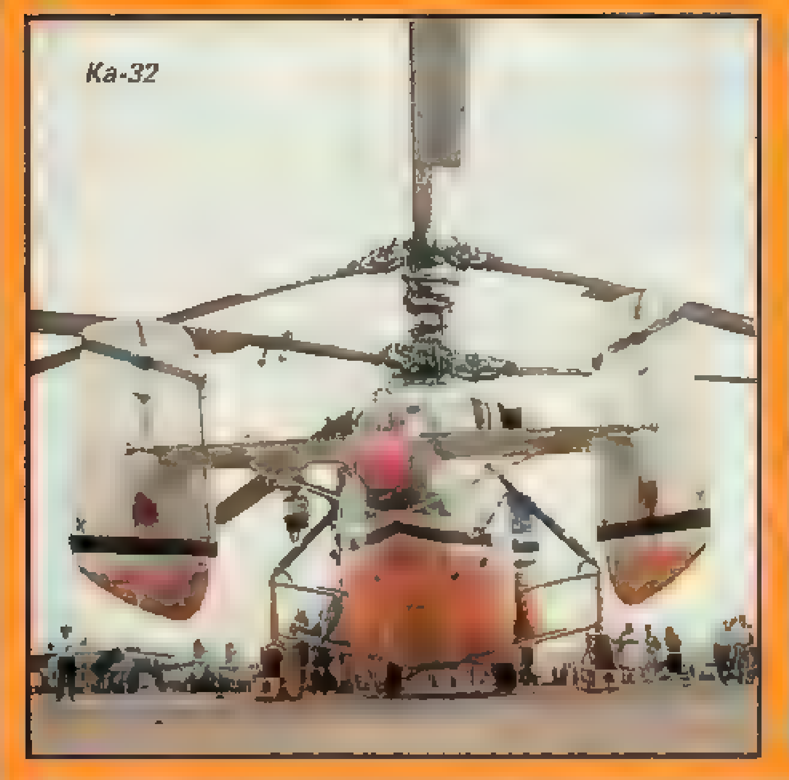
Flugzeug von einem Konstrukteurkollektiv unter Leitung von B. Konstantinow. Von zwei Turbinenluftstrahltriebwerken angetrieben, soll die A-40 später Seenotrettungsaufgaben erfüllen.

Insgesamt drei Stunden dauerte die Flugschau über Tuschino, die insgesamt 44 Programmpunkte – darunter auch Demonstrationen von Segelfliegern und Fallschirmsportlern der DOSAAF – enthielt. Einmal mehr bestätigten Konstrukteure, Techniker und Flugzeugführer dabei, daß die UdSSR zu den führenden Ländern auf entscheidenden Gebieten der Luftfahrt zählt.

In Chodinka dann gab jeder Aussteller einen Überblick von den Anfängen seines Schaffens bis hin zu den neuesten Projekten, mit denen man sich gerade beschäftigt. Teils erfolgte dies anhand von Schautafeln, teils am Original.

Mit Neuheiten wartete beispielsweise das OKB Kamow auf. Sein Marinekampfhubschrauber Ka-29 TB war bis dahin nur dem Namen nach bekannt. Er basiert auf dem militärischen Mehrzweckhubschrauber Ka-27, dessen zivile Ausführung Ka-32 seit einiger Zeit bei der Aeroflot eingesetzt wird. Künftig will man sich bei Kamow noch stärker der Konstruktion von zivilen Hubschraubern widmen. Zahlreiche vorgestellte Projekte deuteten dies schon an.

Auch das zweite sowjetische Hubschrauber-Konstruktionsbüro, Mil, liegt in diesem Trend. Es beschäftigt sich mit der Neuentwicklung eines Passagier- und Transporthubschraubers Mi-38. Seine Mi-26 überragte als größtes Exponat alle anderen auf dem Platz.



Ka-32



Ka-27

Jak-52

Jakowlew stellte unter anderem seinen Senkrechtstarter Jak-38 vor. Dieses Marinejagdflugzeug ist auf sowjetischen Flugzeugträgern stationiert. Und am Stand des OKB Mikojan/Gurjewitsch präsentierte sich die MiG-29 als Prunkstück der Exposition.

Am dichtesten umlagert jedoch war in diesen Tagen der Ausstellungsbereich von Suchoj. Und das nicht nur wegen der Su-27 und ihrer Doppelsitzerversion Su-27 UB. Die Su-24, ein Schwenkflügelbomber, unterlag jahrelang strengen militärischen Geheimhaltungsvorschriften. Hier stand sie mit all ihren möglichen Bewaffnungsvarianten. Überhaupt, mit welcher Offenheit hier die militärische Flugtechnik präsentiert wurde, war schon beeindruckend. Egal, ob es sich um einen bereits bekannten Typ, um das modernste Kampfflugzeug oder den neuesten Kampfhubschrauber handelte. Wer wollte, konnte einen Blick ins Cockpit werfen. Auf Wunsch wurde jede Luke geöffnet, die Bewaffnung erklärt und Auskunft über technische Details gegeben – alles ohne irgendein Tabu. Das galt selbstredend auch fürs Fotografieren. So reihte sich der Aerosalon Moskau '89 mit seiner öffentlichen Darlegung sowjetischer Militärtechnik nahtlos ein in die umfassenden vertrauensbildenden Anstrengungen, die immer wieder von der UdSSR ausgehen.

GUANTANAMO



Hinter der Ortschaft Caimanera scheint das Ende der Welt nahe. Aus dem kargen Boden ragen übermannshohe Kakteen. Hier beginnt das größte Minenfeld, das die Vereinigten Staaten in der Welt angelegt haben. Hinter Kaktuswall und Minenfeld liegt ein Relikt aus der Vergangenheit – der USA-Marinestützpunkt Guantanamo. Die dort stationiert sind, nennen ihn „Gitmo“, Kürzel für **„U. S. Naval Base, Guantanamo“**

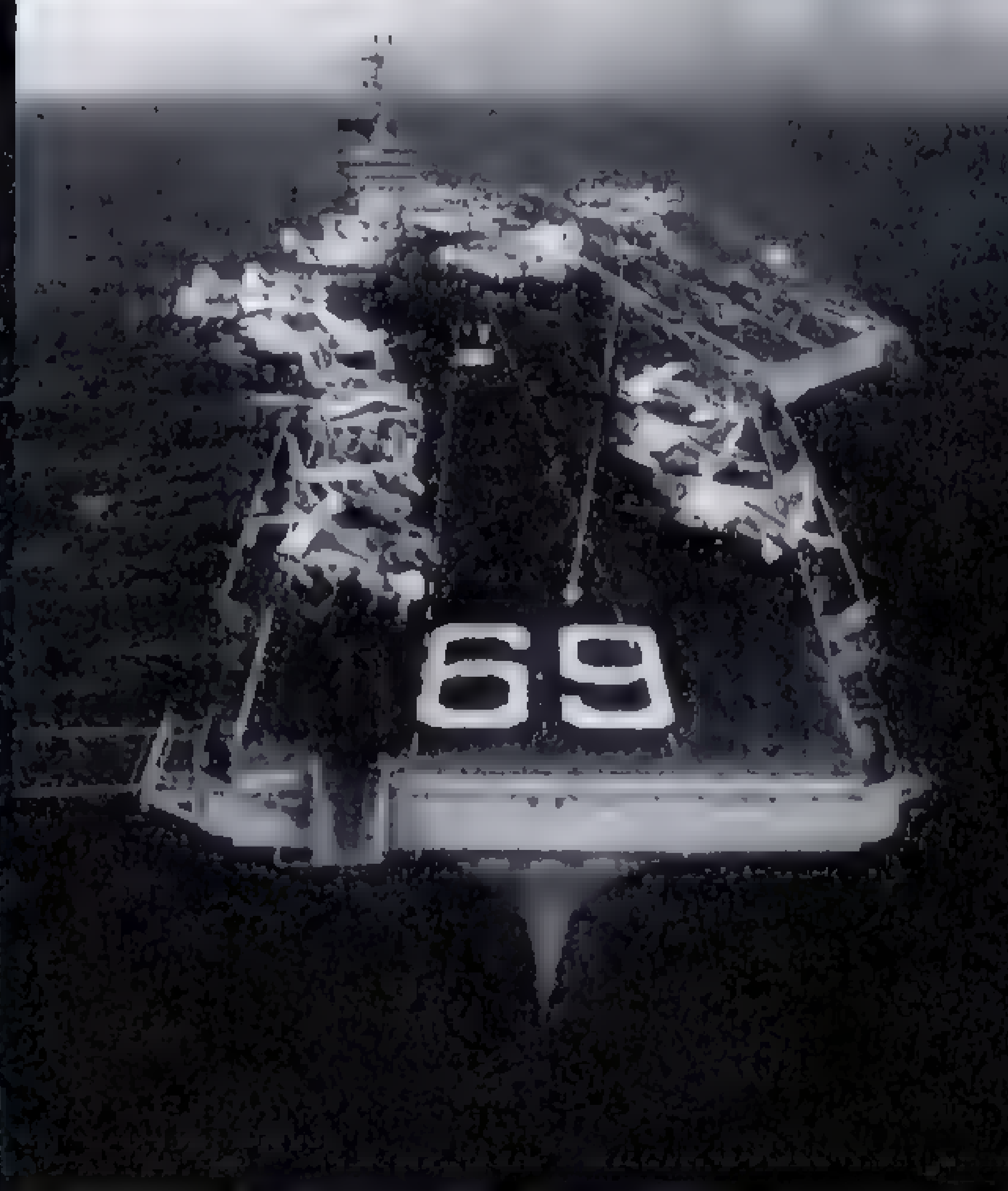
Ankerplatz der Kriegsflotte

Fisherman's Point



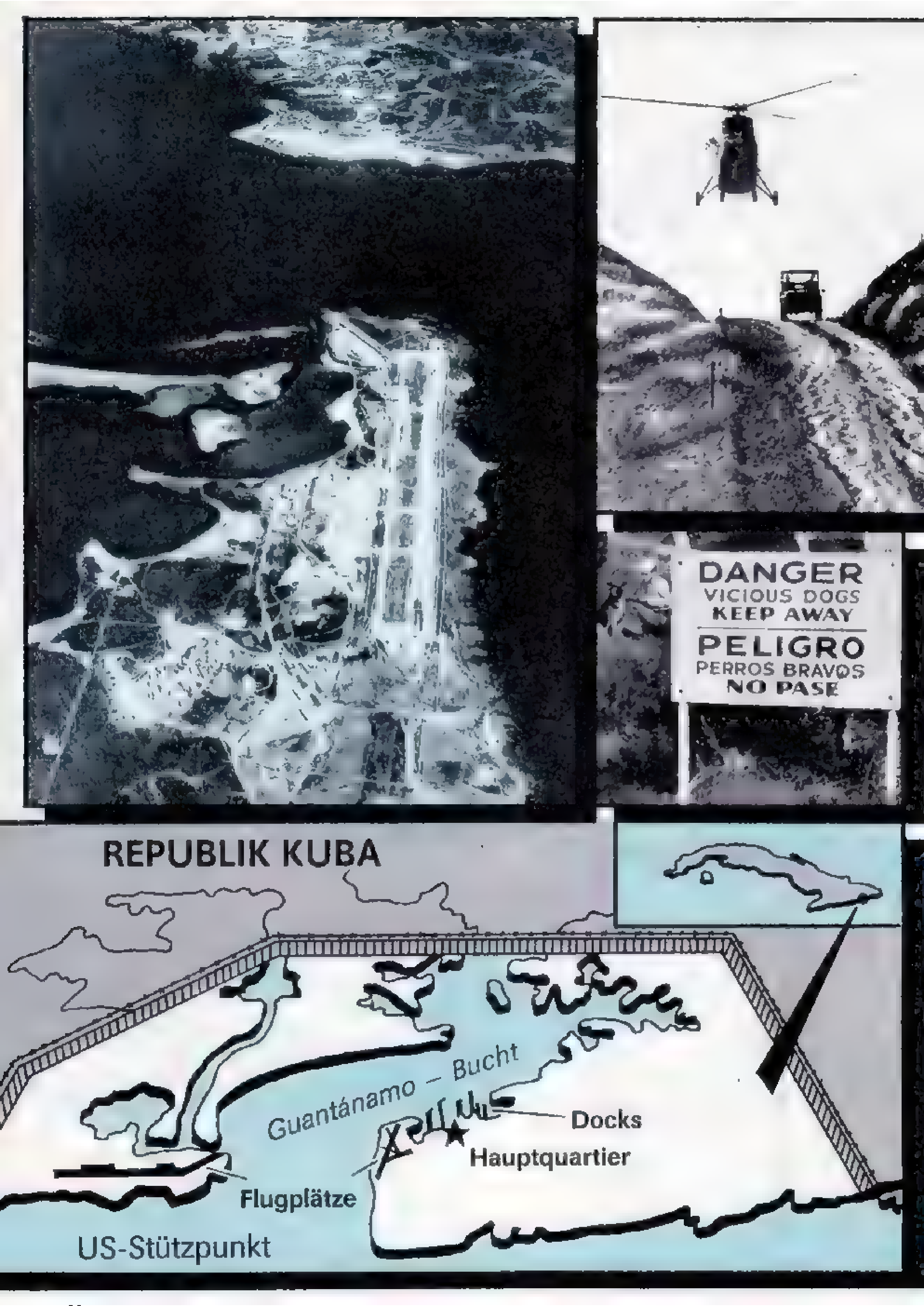
[illegible] Anfang des Jahrhunderts auf der [illegible] Basis • Der Fl[illegible] [illegible] • [illegible] aus Schweizer Illustrierte

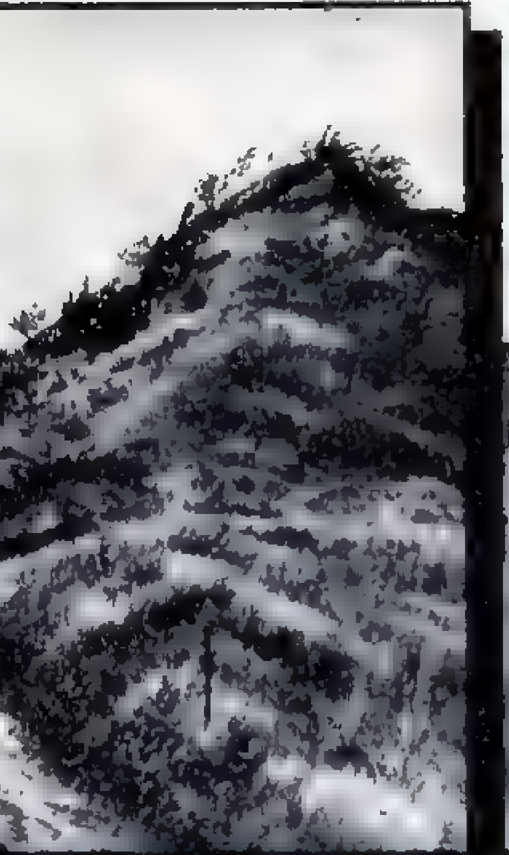




Bay, Cuba" Hier leben rund 7 000 Amerikaner der Navy, der USA-Küstenwache, Marineinfanteristen, Zivilbeschäftigte und deren Familien. Die knapp 500 Marineinfanteristen, die im angegliederten Camp Buckley untergebracht sind, bewachen rund um die Uhr die Kais am Tiefwasserhafen, die Landebahnen des McCalla-Flugplatzes, die Kommunikationsanlagen und die zivilen Einrichtungen.

Der Stützpunkt gleicht in seinen Wohnbereichen einer x-beliebigen amerikanischen Kleinstadt.


DANGER
VICIOUS DOGS
KEEP AWAY
PELIGRO
PERROS BRAVOS
NO PASE
REPUBLIK KUBA
Guantánamo – Bucht
Docks
Hauptquartier
Flugplätze
US-Stützpunkt



[illegible]





Auf dem 72 Quadratkilometer großen Gelände gibt es sechs Autokinos, zwei Schulen, Dutzende Fußballfelder, eine 18-Loch-Golfanlage, eine weißgetünchte Holzkirche, drei Rundfunkstationen und einen Fernsehsender, der einen Zusammenschnitt aus den Programmen der drei großen USA-TV-Networks ausstrahlt. Sogar eine eigene Zeitung erscheint hier, die „Guantanamo Bay Gazette". Auf der Shermann Avenue hat sich so etwas wie ein Einkaufszentrum herausgebildet. Das Pentagon läßt sich, wie man sieht, die Militärpräsenz auf dem Hoheitsgebiet des sozialistischen Kuba einiges kosten. Trotzdem klagen die Besatzer, daß es nach Dienstschluß kaum Abwechslung gebe, das Leben eintönig sei. Die größte Sensation auf dem Stützpunkt war vor drei Jahren die Eröffnung eines Fast-food-Restaurants von McDonalds. Jeden Donnerstag veranstaltet der „Gitmo Swingers Club" einen bunten Abend. Ansonsten bleibt das Baden am Windmill Beach oder das Angeln in der fischreichen Bucht.

Doch der friedfertige Eindruck täuscht. Guantanamo ist weltweit die einzige USA-Militärbasis auf dem Hoheitsgebiet eines sozialistischen Staates. Hier verläuft in der Karibik die Trennungslinie zwischen den Systemen. Hinter der 27 Kilometer langen Grenze mit dem 300 Meter breiten Todesstreifen, den Bunkern, Laufgräben und Mehrfachstahlzäunen sind schwere Artillerie, Düsenbomber und selbst Panzereinheiten stationiert. Im Hafen liegen Kriegsschiffe der US-Navy vor Anker, die regelmäßig auf Kurs vor Kubas Südküste gehen.

Heute wachen auf der Landseite des Stützpunktes Angehörige der kubanischen Grenzbrigade, daß die Gringos auf ihrem Territorium bleiben. Zu Zeiten des kapitalistischen Kuba war das alles ganz anders. 1898 hatten die USA den Spaniern mit Kuba und Puerto Rico die letzten kolonialen Besitzungen in Lateinamerika abgenommen. Kuba wurde Republik. 1902 mußten erpreßte Abgeordnete seiner Nationalversammlung eine Verfassung abnicken, die der USA-Staatssekretär für das Kriegswesen Elihu Root entworfen hatte. Darin wurde auch festgelegt, daß die Vereinigten Staaten das Recht besitzen, jederzeit zum Schutz der Unabhängigkeit Kubas zu intervenieren und die Handlungen der Truppen von vornherein als gesetzlich gelten sollten. Außerdem durften die USA auf Kuba Militärstützpunkte errichten. Wörtlich hieß es unter Punkt 7: „Die kubanische Regierung wird, um es den Vereinigten Staaten zu ermöglichen, die Unabhängigkeit zu gewährleisten und seine Bevölkerung zu beschützen, wie zur eigenen Verteidigung den Vereinigten Staaten Landstrecken verkaufen oder verpachten, die an besonders bezeichneten Orten zum Bekohlen oder als Marinestationen erfordert werden, worüber sich Kuba mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zu verständigen haben wird."

In der Debatte zur Annahme

Fortsetzung auf Seite 75

Rogatywka

Auf dem Exerzierplatz der Warschauer Repräsentationskompanie bestaunte ich den Marschrhythmus, die Präzision und die Eleganz der Soldaten – bis in die weiß behandschuhten Fingerspitzen. Auf ihren Köpfen saßen jene Mützen, von denen mein Begleiter auf Anhieb sogar wußte, daß sie exakt seit dem 18. 12. 1981 von den Ehrenposten am Grabmal des Unbekannten Soldaten getragen werden; eingeführt auf Befehl von General Wojciech Jaruszelski, damals Vorsitzender des Rates der Nationalen Rettung, heute Polens Staatspräsident.

Ein Kopfschmuck von nationaler Bedeutung also. Der Deckel quadratisch. Mit diagonal gekreuzten Nähten, die bei der Offiziersmütze von silberfarbener Litze markiert sind. Vorn über metallgerandetem Schirm unterm polnischen Adler die obligaten Dienstgradabzeichen, ein Streifen beim Gefreiten, diverse Sterne und Streifen bei höheren Rangen. Vier Ecken in ungleicher Höhe, die auf Polnisch Zipfel oder Hörner heißen rogaty; daher der Name Rogatywka. Oder auch Konfederatka, nach den Soldaten der Konföderation von Bar, einer Adelspartei der letzten Jahrzehnte des alten polnischen Königreiches. Dann trugen sie auch die aufständischen Regimenter von 1830, die sich der Zarenherrschaft entgegenstellten. Mit rotem Oberteil hieß sie Krakuska, war sie Kopfzier der Krakauer Aufständischen von 1848 gegen Habsburg.

Die modernere, steife Variante aus der Zeit der bürgerlichen ersten Republik war auch die Kopfbedeckung der polnischen Soldaten des Zweiten Weltkrieges. Ihre „weiche" Variante war als Feldmütze stets präsent und ist es so bis heute, nachdem 1948 zur Dienstuniform die runde Schirmmütze eingeführt wurde.

Die Soldaten der Ehrenkompanie tragen die Rogatywka zu den verschiedensten offiziellen Anlässen. Kompaniechef Oberleutnant Adam Szewczyk heiratete seine Anna Barbara mit vollem militärischen Zeremoniell, auf dem Kopf jene Mütze, die nach der Aussage meines Warschauer Begleiters einmalig in der Welt ist, und von der gesagt wird, sie sei so gehörnt wie die polnische Seele.

Text: Bernd Meyer
Bild: „Zolnierz Polski", D. Grass (2)



Krakuska, Mitte 19. Jahrhunderts

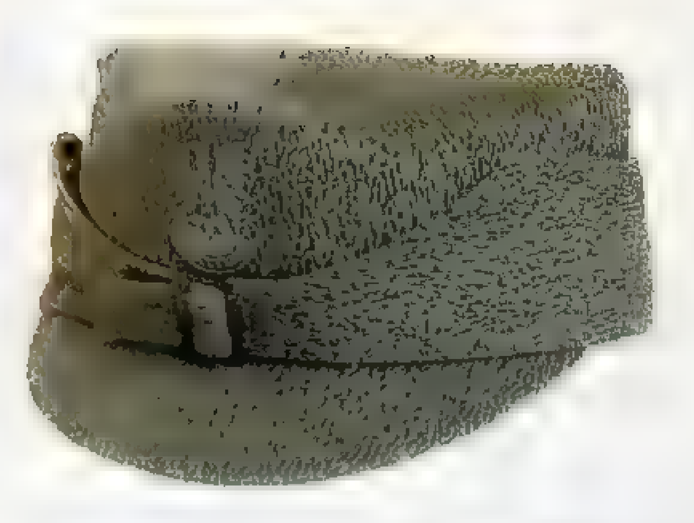


Gefreiter, Soldat, Leutnant, Oberleutnant ...





Rogatywka, seit Dezember 1981



Feldmütze bei den Landstreitkräften



Anna Barbara heiratet



Das Fahnenkommando der Repräsentationskompanie

1918/1919: Die Soldaten des wiedergeborenen polnischen Nationalstaates tragen die „Vierzipflige"



AR-Leserdiskussion

Urlaubsfreud gleich Urlaubsleid?

Catrins Verlobter ist für drei Jahre bei der NVA. Manchmal kommt Ronny ganz überraschend auf Urlaub; da hat sie Schwierigkeiten, von Arbeit freizunehmen. Catrin führt das auf Sturheit der Leiter zurück. Es bewegt sie auch noch anderes: Ronny ist ein unternehmungsfreudiger Typ, sie aber möchte ihn nur für sich allein haben und „mit keinem teilen". Irgendwie hat sie Angst, Ronny zu verlieren. Soweit in Kurzfassung Catrins Brief, den wir im Oktoberheft zur Diskussion stellten.

Alles soll sich nur um Catrin drehen!

Catrin spricht von großer Liebe, jammert aber über die drei Jahre Armeezeit ihres Verlobten. Gewiß, es ist nicht leicht, den geliebten Menschen so selten zu sehen und nur brieflichen Kontakt mit ihm zu haben. Aber schließlich sichern die Jungs bei der Fahne den Frieden, der uns soviel wert ist. Ich finde Catrins Ansichten sehr egoistisch. Alles soll sich nur um sie drehen: der Verlobte soll nur für sie da sein, der Meister ihre Urlaubswünsche akzeptieren. Und dann noch, daß sie ihn weder mit Kumpels noch mit seinen Eltern teilen will. Abgesehen davon, daß Ronny ohne seine Eltern gar nicht existent wäre – sie kann doch wirklich nicht erwarten, daß er alles aufgibt
Antje Bender, Halle

... immer eine Möglichkeit

Da ich einen sehr verständnisvollen Chef und ein gutes Kollektiv habe, fand sich immer eine Möglichkeit, daß ich während des Urlaubs meines Mannes bei ihm sein konnte.
Romy E., Günsdorf

Man darf den Alltag nicht vergessen

Ich bin Studentin. Beim jüngsten Urlaub meines Verlobten hatten wir auch nur das Wochenende für uns, dann noch den Montagnachmittag. So schwer es auch sein mag, man darf den Alltag dabei nicht vergessen.
Kerstin Klötzner, Berlin

Ohne Umwelt stirbt die Liebe

In Deinem Meisterbereich, liebe Catrin, liegt einiges im Argen. Gibt es bei Euch keine Reservisten? Hat dein Meister schon gedient? Wie grau wird Dir der Arbeits-Montag gewesen sein! Deinen Ronny aber hättest Du schon längst mal Deinem Kollektiv vorzeigen sollen. Auch solltest Du seine Freunde, seine Kumpels kennenlernen. Jung und verliebt sein braucht Zweisamkeit, aber auch ganz bestimmt die Umwelt, sonst wird die Liebe sterben.
K. H. Scherner, Johanngeorgenstadt

Und wer liebt, der wartet

Die Armeezeit ist auch eine Bewährung für die Liebe von Catrin und Ronny. Und wer liebt, der wartet. Auch ich habe das Warten gelernt. Wenn mein Mann am Montag noch Urlaub hat, muß ich zum Dienst. Catrins Verlobter könnte in dieser Zeit zu seinen Kollegen im Betrieb gehen. Ich freue mich immer, wenn ich an einem solchen Tag nach Hause komme und mein Mann hat den Tisch gedeckt, hat saubergemacht oder war einkaufen.
Unteroffizier Peggy Schmidt

Urlaub auf Abruf

Bei der Urlaubsplanung in meinem Betrieb habe ich gleich gesagt: Ich nehme Urlaub auf Abruf. Mein Verlobter kommt oft überraschend, aber ich kriege jedesmal meinen Urlaub. Meine Meisterin sagte zwar öfter, es komme ihr ungelegen, jedoch fand sie immer einen Weg. Das finde ich sehr schön von ihr. Und war der Urlaub wirklich nicht möglich, konnte ich die Schicht tauschen. Meine Meisterin kam mir wirklich sehr entgegen.
Andrea Lessing, Oelsnitz

Drei Nachtschichten für die Chefin!

Bei uns im Betrieb hat sogar einmal die Chefin selber drei Nachtschichten gearbeitet, weil bei einer Kollegin ganz unverhofft der Mann auf Urlaub gekommen war.
Heike Wiesner, Rostock

Zeit für vieles und vieles

Mein Freund und ich planen Zeit ein, auch um seine Eltern und Freunde zu besuchen. Das finde ich wichtig, damit er weiß, was überall los ist. Wir beide gehen immer gemeinsam, um die ganze Urlaubszeit zusammen zu sein. Ich lerne dabei gleich seine Bekannten kennen.
Jacqueline Nerre, Hausdorf

... und dann so ein Stuß

Nicht teilen wollen, das ist doch wirklich Stuß. Ronny hat Eltern, und wenn Catrin das nicht einsieht, tut sie mir leid. Die Eltern von Ronny freuen sich doch, wenn ihr Sohn auch mal nach Hause kommt. Warum will denn Catrin nicht mitgehen?
Ina Hoppe, Großlohra

Zuerst geht's in unser kleines Paradies

Wenn mein Freund auf Urlaub kommt, ist es meistens so, daß wir eine Tasse Kaffee trinken und uns einen Augenblick in unser Zimmer (unser kleines Paradies) zurückziehen. Ich erzähle, was ich in der Zwischenzeit so gemacht habe, er von sich. Dann überlegen wir gemeinsam, was wir unternehmen wollen. Meistens gehen wir essen, auch des öfteren in die Disko oder zu Freunden und Bekannten. Wir fahren auch zu seinen Eltern. Ich habe sie ganz doll lieb und teile die Zeit gern mit ihnen.
Liane Dettmann, Grevesmühlen

Das kann ich nicht glauben!

Catrin schreibt, daß sie Ronny „mit aller Leidenschaft und von ganzem Herzen liebt". Das kann ich nicht glauben, denn wenn ein Mädchen den Freund nur für sich haben will und versucht, ihn von der Außenwelt abzuschirmen, dann ist das in meinen Augen Egoismus und Besitzgier und keine Liebe.
Stefanie Rahmig, Werdau

In der Kaserne ist man nie allein

Dort ist das Zusammenleben, und dann noch nur mit Männern, total. Deswegen zieht es mich im Urlaub zu meiner Freundin, nicht aber zu anderen. Endlich mal Ruhe, Stille..
Unteroffizier Carl Felt

Eine Menge Frust ...

Catrin sollte Ronny verstehen: Er ist nur im Armeegelände, und irgendwo hat er da sicher eine Menge Frust. Er hat zu Hause Freunde, und es ist verständlich, daß er sie sehen, mit ihnen quatschen möchte. Ich würde niemandem die Freunde nehmen wollen, nur weil ich mit ihm zusammen sein will. Jeder braucht Freunde. Und das ist gut so, damit man auch andere Meinungen und Erlebnisse hören, lachen, miteinander diskutieren kann.
Kathrin Klaus, Rathenow

Ich empfehle Catrin mehr Toleranz

Mein Freund ist auch drei Jahre bei der Armee. Aber das ist für mich noch lange kein Grund, im Urlaub über seine Freizeit bestimmen zu wollen. Ich empfehle Catrin mehr Toleranz.
Nicole Winkelmann, Berlin

Kerzenschein und schöne Komplimente

Catrin sollte mit Ronny sowohl zur Disko und zu Freunden, ins Theater oder Kino gehen als auch sich gemeinsam einen schönen Abend machen – gutes Essen, halbdunkles Zimmer, Kerzenschein, eine schöne Flasche Wein und schöne Musik. Aber auch Ronny sollte ihr entgegengehen und ihr schöne Komplimente machen, ihr helfen, wenn sie Probleme hat.
Anita Rost und Andreas Wächtler, Weinböhla

Problematisch ist Catrins Ego. Ist doch logo!

Zuerst zum Freinehmen von Arbeit: Bei mir, ich bin Schichtarbeiterin, klappt es auch nicht immer so. Aber daß meine Meisterin aus Prinzip sagt „Geht nicht!", das kam noch nie vor. Wenn sich überhaupt nichts machen läßt, geht es auch. Wie Catrin über die Urlaubsgestaltung denkt, halte ich für vollkommen falsch. Das könnte der Punkt sein, an dem ihre Freundschaft scheitert. Ich liebe meinen „Mann" auch, aber auf gar keinen Fall würde ich ihn derart einschränken wollen. Wenn man zusammen zur Disko geht, wird man doch nicht voneinander getrennt! Es sind eben nur noch ein paar Freunde dabei, und es kann doch ganz lustig sein, sich mit Kumpels und dem Liebsten zu amüsieren. Also, ich kann mich da nicht beklagen. Und wollen die Männer mal ganz unter sich sein, finde ich das auch gut. Also, Catrin sollte mal ernsthaft über alles nachdenken. Problematisch ist ihr Ego.

Meines Erachtens macht sie einen Fehler, wenn sie ihrem Ronny absolut keine Zeit für sich läßt.
Michaela Becker, Wolmirstedt

Zu Hause sitzen kann man, wenn man älter ist

Ich wohne auf dem Dorf, da ist kaum mal was los. Trotzdem gehen wir viel weg, fahren auch mal da- und dorthin, wenn mein Mann auf Urlaub ist. Will er mal zu seinen Freunden und Kumpels, bin ich zwar auch erst beleidigt, aber wir schließen dann eben Kompromisse. Wir sind ja nun beide erst 21 Jahre alt und haben noch viel Unternehmungslust. Und zu Hause sitzen kann man ja später immer noch, wenn man älter ist.
Grit Müller, Hessen

Soll denn der Urlaub zur Last werden?

Genau das wird er aber, wenn der eine den anderen zu Hause „einschließen" und bevormunden will. Unter diesen Bedingungen wird keiner die rechte Freude daran haben, unmutig und unlustig wieder in den Alltag zurückgehen. Somit wäre genau das Gegenteil von dem erreicht, was Urlaub eigentlich sein soll. Und ich befürchte, Catrin ist ihren Ronny bald los.
Soldat Norbert Hahn

Katrin an Catrin

Catrin wird Ronny verlieren, wenn sie sich so verhält wie bisher. Sie tut doch auch, was sie will, wenn er nicht da ist. Er aber hat nun mal nur im Urlaub Gelegenheit dazu.
Katrin Lehmann, Dresden

Wenn Du Ronny nicht verlieren willst ...

Du kannst Deinen Ronny nicht hundertprozentig für Dich allein haben. Soll er denn durch Dich seine Freunde verlieren und sich zu Hause abkapseln? Wenn du Ronny nicht verlieren willst, dann gib ihm etwas mehr Freiheiten. Viel Glück für Euer weiteres Leben wünscht Euch
Ines Naumann, Dresden

Alles wollte ich mitnehmen ...

Jede Disko, mit Freunden zusammen sein, Bier, die Highway stürmen bzw. Motocross fahren. Zwar ist mein Mädel relativ unternehmungslustig, will aber auch mal die Ruhe zu zweit genießen: zu Hause bei Sekt und Wärme Zärtlichkeiten austauschen. Wir haben den Weg der Toleranz gefunden, uns geeinigt und dadurch näher kennengelernt.
Unteroffizier Reiner König



Bild: Wolfgang Fröbus

Fortsetzung von Seite 69

GUANTANAMO

dieses Artikels sah der Abgeordnete Juan Gomez aus Santiago de Cuba die weitere Entwicklung bereits voraus: „Den Vereinigten Staaten die Entscheidung darüber zu überlassen, wann unsere Unabhängigkeit bedroht ist und wann sie also einzugreifen haben, um sie zu erhalten, heißt: jemandem den Schlüssel zu einem Haus aushändigen, so daß er jederzeit eintreten kann, wann immer er es wünscht – zur Tages- oder Nachtzeit, mit guten oder schlechten Absichten ..."

Am 22. Mai 1903 schlossen beide Staaten einen Sondervertrag, der auch die Einrichtung einer USA-Marinebasis in Guantanamo auf die Dauer von 99 Jahren enthielt. Dem Protest der Bevölkerung, die jahrzehntelang auch bewaffnet für eine wirkliche Unabhängigkeit gekämpft hatte, versuchte Washington durch den Hinweis zu begegnen: Mit der Einrichtung des Militärstützpunktes erhalte die Monroe-Doktrin („Amerika den Amerikanern!") erst Zähne zur Abwehr europäischer Einmischung ... Damals wurde auch im Nordosten Kubas, in Bahia Honda, eine Bekohlungsstation gepachtet. Sie sollte zwar 1912 gegen größere USA-Rechte in Guantanamo aufgegeben werden, doch der entsprechende Vertrag wurde niemals rechtskräftig

Die Basis Guantanamo wurde im Laufe der Jahrzehnte immer wieder zum Ausgangspunkt zahlreicher militärischer Interventionen der USA, um die innenpolitische Entwicklung Kubas im Sinne der Washingtoner Administration zu beeinflussen. 1934 vereinbarten USA-Präsident Franklin D. Roosevelt und der damalige kubanische Staatschef Oberst Carlos Mendiento, daß der Stützpunkt Guantanamo solange bestehen bleiben könne, wie die Vereinigten Staaten es wollten oder aber beide Staaten sich zur Aufgabe bereiterklärten.

Der Stützpunkt veränderte auch nachhaltig das Leben in der Umgebung. Im nahegelegenen Caimanera kamen Ende der fünfziger Jahre auf fünftausend Einwohner achthundert Prostituierte. Der Strich begann an der Puente de Peligro (der Brücke der Gefahr) und endete bei „Stop Joe's". Dazwischen reihten sich solche Etablissements wie die „Dulce-Bar", das „Missouri", die „Night-and-Day-Bar" und die Absteige „Hotel Maryland". Zu jener Zeit kämpfte schon das Rebellenheer unter dem Kommando von Fidel Castro in den Bergen der Sierra Maestra, unweit der Basis. Selbst in den USA war der Ruf des Diktators Batista so schlecht, daß 1958 das Außenministerium alle offiziellen Waffenlieferungen an ihn verbot. Aber über Guantanamo bezogen die Streitkräfte des Diktators auch weiterhin Waffennachschub und die Bomber des Regimes wurden hier aufmunitioniert und aufgetankt.

Alles änderte sich mit dem Sieg der Revolution am 1. Januar 1959. Noch am gleichen Tag erließ das Pentagon eine Anweisung, die es den GI's fortan verbot, das Gelände der Basis zu verlassen. Zugleich wurde die Zahl der kubanischen Zivilbeschäftigten auf ein Minimum beschränkt. Heute arbeiten hier noch knapp vier Dutzend Kubaner, deren Arbeitsverträge schon über dreißig Jahre alt sind; der Rest der Bediensteten stammt aus Jamaica.

Sowohl während der fehlgeschlagenen CIA-Invasion April 1961 in der Schweinebucht als auch der Blockade Kubas während der Krise vom Oktober 1962 erfüllte die Basis Nachschubaufgaben. Zugleich hatten die Amerikaner damals große Befürchtungen vor einer gewaltsamen Räumung des Stützpunkts. Reale Chancen zu isolierter Verteidigung sehen die militärisch Verantwortlichen bis auf den heutigen Tag nicht. Aller drei Monate finden auf „Gitmo" Evakuierungsübungen statt.

Doch diese Besorgnisse hielten die Besatzer nicht davon ab, vor allem in den sechziger Jahren immer wieder Provokationen zu verüben. Insgesamt registrierte die kubanische Seite allein in den Jahren 1962 bis 1967 exakt 5 158 Zwischenfälle, bei denen auch Angehörige der Grenzbrigade, Fischer und Bewohner der Umgebung ermordet wurden. Als Reaktion auf diese Vorfälle drehte Kuba 1964 den GI's den Wasserhahn zu. Sie hatten bis dahin monatlich eine Viertelmilliarde Liter Wasser von der Hydrostation Caimanera bezogen und waren nun gezwungen, auf dem Gelände der Basis eine eigene Entsalzungsanlage zu errichten. Auch alle anderen kubanischen Überbleibsel sind längst auf Guantanamo verschwunden; bis zum letzten Nagel wird alles per Schiff oder Flugzeug aus den USA herangeschafft.

Bereits 1959 forderte Fidel Castro die USA auf, den sittenwidrigen Pachtvertrag aufzukündigen und den Stützpunkt zurückzugeben, der „ein im Herzen der kubanischen Erde steckender Dolch" sei. Wie auch später bei zahlreichen Gelegenheiten erklärte er: „Wir werden dieses Stück Erde niemals aufgeben. Wir werden es immer beanspruchen, bis es uns zurückgegeben wird." Doch dieses Ziel wollen die kubanischen Genossen keinesfalls gewaltsam erreichen. Die zwölf toten GI's, die auf Guantanamo seit 1959 zu beklagen sind, waren Marineinfanteristen, die sich in den Todesstreifen verirrt hatten und von den eigenen Minen zerrissen wurden.

Text: Hannes Bahrmann
Bild: Archiv



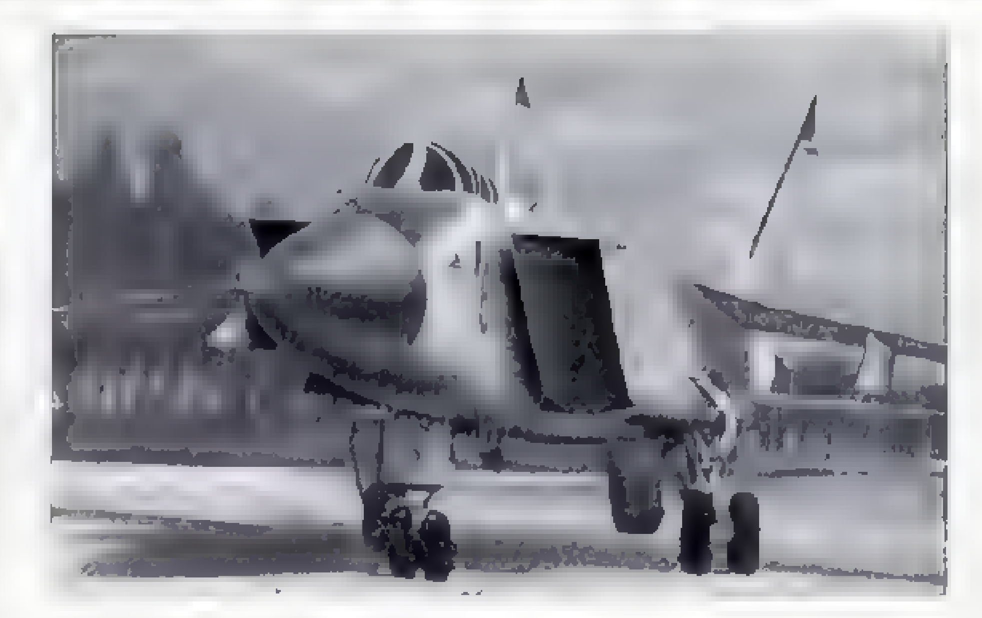
Jagdflugzeug MiG-29 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	10 000 kg
Startmasse	18 000 kg
Länge	17,2 m
Höhe	4,8 m
Spannweite	11,5 m
Triebwerke	2 Tumanski R-33D
Schub m. NB	81 kN
Höchstgeschwindigkeit	Mach 2,3
Gipfelhöhe	17 000 m
Aktionsradius	370 km
Reichweite	2 100 km
Bewaffnung	1 Kanone 30 mm 6 Luft-Luft-Raketen, Bomben, ungelenkte Raketen
Besatzung	1 Mann

Die 1986 erstmals international vorgestellte MiG-29 zählt zur 4. Generation sowjetischer Jagdflugzeuge. Die Maschine ist ausgerüstet mit einem Infrarot-System zum Auffassen und Begleiten der Ziele, das mit einem Laserentfernungsmesser gekoppelt wurde. Eine im Rumpfbug untergebrachte Funkmeßanlage mit den entsprechenden Antennen gewährleistet das Bekämpfen von Luftzielen auf Entfernungen bis 100 km. Zur Gewährleistung schnellen Zielens im Manöverluftkampf verfügt der Pilot über eine helmintegrierte Zielanzeige.

Abfangjagdflugzeug MiG-31 (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Leermasse	20 500 kg
Startmasse	36 000 kg
Länge	25,75 m
Höhe	5,65 m
Spannweite	13,95 m
Triebwerke	2 Tumanski R-31F
Schub m. NB	280 kN
Höchstgeschwindigkeit	Mach 2,4
Gipfelhöhe	24 500 m
Aktionsradius	1 850 km
Reichweite	4 000 km
Bewaffnung	6 Luft-Luft-Raketen, Bomben
Besatzung	2 Mann

Die Serienproduktion des zweisitzigen Abfangjagdflugzeuges MiG-31 lef 1980 in der Sowjetunion an. Grundsätzlich ähnelt seine Zelle jener der MiG-25, jedoch ist der Rumpf etwas länger und die Schubrohre ragen über die Leitwerke hinaus. Speziell ist die MIG-31 zum Bekämpfen von Marschflugkörpern vorgesehen. Zur Kabinenausrüstung des Flugzeuges gehört u. a. ein Bordcomputer für digitale Datenverarbeitung. Die neuartige Fahrwerkskonstruktion mit in der Spur versetzt angeordneten Haupträdern erlaubt Starts und Landungen auf nicht betonierten Bahnen.

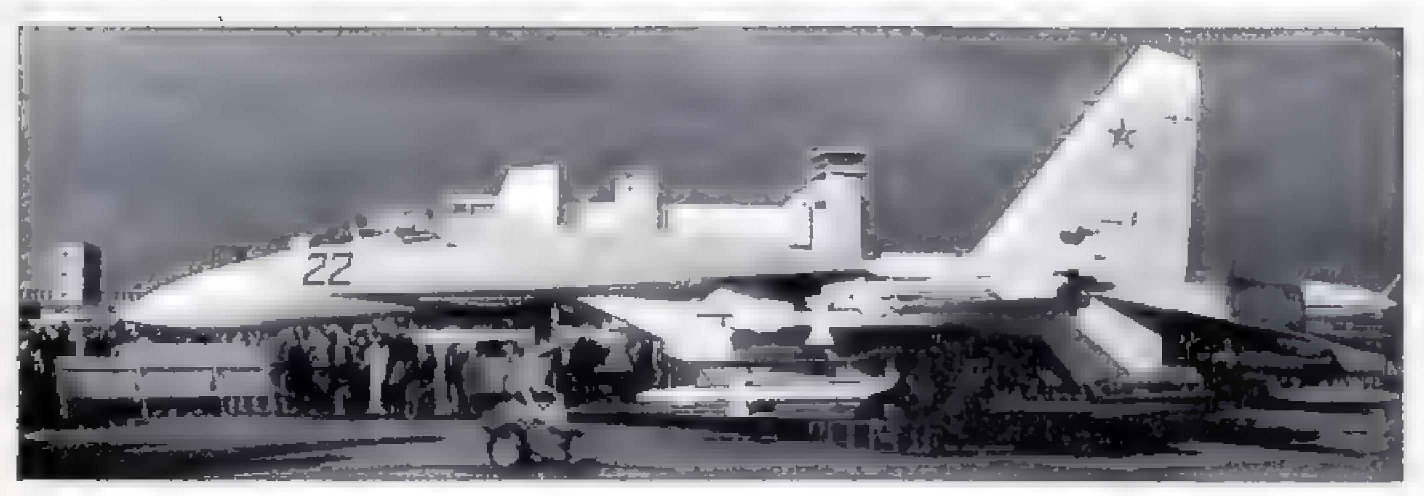


Frontbombenflugzeug Su-24 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	19000 kg
Startmasse	39500 kg
Länge	24,53 m
Höhe	4,97 m
Spannweite	10,36–17,63 m
Triebwerke	2 Tumanski AL-21F
Schub m. NB	215 kN
Höchstgeschwindigkeit	Mach 2,0
Gipfelhöhe	16000 m
Aktionsradius	1700 km
Reichweite	6000 km
Bewaffnung	2 Kanonen, Bomben und Raketen an 8 Außenstationen
Besatzung	2 Mann

Das seit 1974 bei den sowjetischen Luftstreitkräften eingesetzte Frontbombenflugzeug Su-24 ist als Schwenkflügel-Schulterdecker konstruiert. Die Luftansaugschächte haben eine Grenzschichtschneide, sind etwas nach vorn geneigt und relativ schmal. Beide trapezförmigen Stabilisierungsflossen sind in V-Stellung parallel unter den hinteren Rumpf-Außenkanten angebracht. Die Kabine ist für nebeneinander sitzende Flugzeugführer ausgelegt; diese verfügen über eine umfangreiche Navigations- und Waffenelektronik. Alle Fahrwerksbeine sind doppelt bereift und werden nach rückwärts eingezogen.

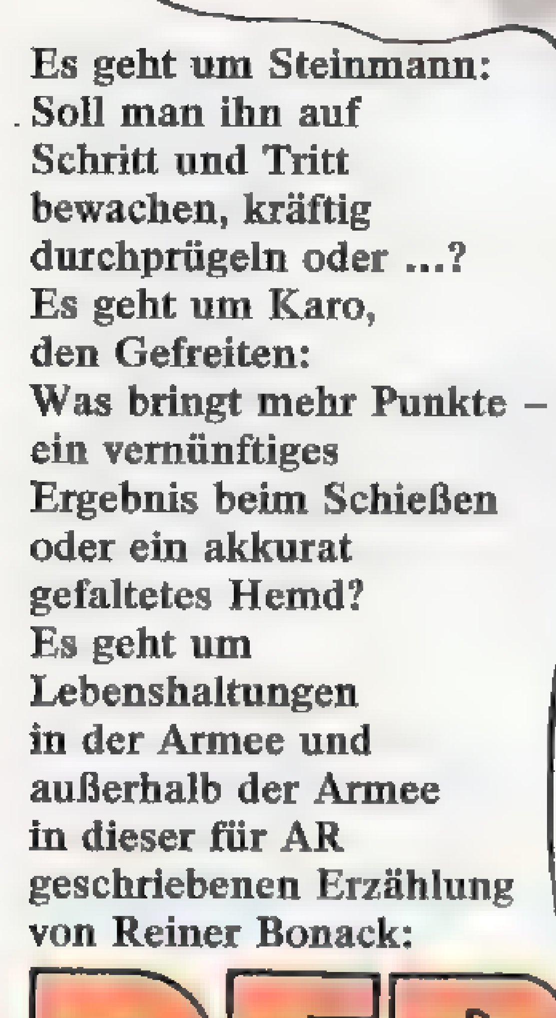


Jagdflugzeug Su-27 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	15400 kg
Startmasse	30000 kg
Länge	21,94 m
Höhe	5,93 m
Spannweite	14,70 m
Triebwerke	2 Ljulka AL-31F
Schub m. NB	260 kN
Höchstgeschwindigkeit	Mach 2,35
Gipfelhöhe	18000 m
Aktionsradius	1200 km
Reichweite	4000 km
Bewaffnung	1 Kanone, ungelenkte Raketen 6 Luft-Luft-Raketen, Bomben
Besatzung	1 Mann

Das neue Suchoj-Jagdflugzeug besitzt einen leicht nach unten gezogenen Rumpfbug, um gute Sicht für den Piloten in der aufgesetzten Kabine vor allem beim Landeanflug zu gewährleisten. Die verhältnismäßig großen, abgeschrägten Luftansaugschächte sind unter den vorgezogenen Tragflügelvorderkanten angeordnet. Das Hauptfahrwerk wird nach vorn in die Außenwand der Lufteinläufe eingefahren, das Bugrad unter die Kabine eingezogen. Die Ausrüstung der Su-27 mit leistungsfähiger Funkmeßtechnik ermöglicht es dem Flugzeugführer, tieffliegende Ziele auch außerhalb seines Sichtbereiches aufzuklären und zu bekämpfen.



Es geht um Steinmann: Soll man ihn auf Schritt und Tritt bewachen, kräftig durchprügeln oder ...? Es geht um Karo, den Gefreiten: Was bringt mehr Punkte – ein vernünftiges Ergebnis beim Schießen oder ein akkurat gefaltetes Hemd? Es geht um Lebenshaltungen in der Armee und außerhalb der Armee in dieser für AR geschriebenen Erzählung von Reiner Bonack:

DER NOTRUF

Natürlich war die Sache mit Steinmann, obwohl über eine mögliche Bürgschaft des Kollektivs erst am Montag in der Versammlung abgestimmt werden sollte, schon heute Pausengespräch gewesen.

Ich war als Letzter in den Frühstücksraum gekommen, hatte vorher den Span noch zu Ende gefahren und dann erst die Drehmaschine abgestellt. Besonders die älteren Kollegen, das wußte ich, waren dagegen, Steinmann eine neue Chance zu geben.

„Wir sind keine Erziehungsanstalt", sagte Herbert. Er strich sich einige Krümel aus dem Oberlippenbart und harrte auf Zustimmung. „Ein kräftiger Denkzettel würde dem Steinmann nichts schaden."

Arthur, dessen faltiges Gesicht eine für ihn ungewöhnliche Strenge ausdrückte, unterstützte ihn sofort. „Ich kann auch nicht einfach losgehen und Lauben knacken, wenn ich etwas brauche, das ich sonst nirgendwo kriege. Stellt euch vor, wir übernehmen die Bürgschaft. Wer sagt uns denn, daß wir in ein paar Wochen nicht wieder vor dem gleichen Dilemma stehn? Habt ihr so viel Zeit, den Steinmann auf Schritt und Tritt zu bewachen?"

„Bewachen ..." In Wendigs heller Stimme war Ironie. „Hätten wir uns früher um ihn gekümmert, Steinmann wäre vielleicht nie vor dem Richter gelandet. Und übrigens", Wendig setzte eine Pause, „übrigens soll er gar nicht gestohlen haben. Nur die Verwüstungen in den Lauben gehen auf sein Konto."

„Nur die Verwüstungen, sagst du, nur ..." Arthur, der seine Brote bedächtig zu kleinen Bissen zerschnitt, legte das Messer beiseite und musterte Wendig mit großen Augen. „Wir haben uns sogar dafür eingesetzt, daß seine Einarbeitungszeit verlängert wird. Vergiß das nicht. Und vergiß nicht, was Steinmann daraus gemacht hat. Nicht viel. Oder seh' ich das falsch? Mit der Norm hinkt er immer noch hinterher. In der Nachtschicht findest du ihn überall, nur nicht an seiner Maschine."

Wendig schüttelt den Kopf. „Guck in seinen Schrank", rief er. „Sieh die Zeichnungen durch. Alles vom Allerfeinsten. Die schwierigsten Serien. Da hätten ganz andere das Grübeln gekriegt."

„Er hätte fragen können."

„Oder wir ihn. Wie oft bist du zu ihm hingegangen? Und worüber hast du dann mit ihm gesprochen?



Doch mehr über Fußball, oder?"

„Da bist du ja fein aus dem Schneider", sagte Arthur. „Du hast Steinmann natürlich acht Stunden lang nur technische Zeichnungen erklärt."

Wendig schwieg und lehnte sich zurück.

„Norm hin, Norm her, das alles ist kein Grund, klauen zu gehen", mischte sich der alte Bienert ein. „Glaub mir, ich habe ganz andere Zeiten durchgemacht. Da lag die Butter nicht so dick auf dem Brot wie heute. Trotzdem bin ich ehrlich geblieben, verstehste? Kräftig durchprügeln müßte man den Kerl. Mein Vater war damals nicht zimperlich mit mir. Und geschadet hat's nicht, wie ihr seht."

„Steinmann hat keinen Vater mehr", sagte ich leise.

Einge Sekunden war Stille, bevor Arthur zu einer Erwiderung ansetzte. „Der Bengel ist erwachsen. Er ist für sich selbst verantwortlich", meinte er kategorisch. Für ihn schien das Thema abgeschlossen.

„Er ist in eine Clique geraten. Habt ihr mit neunzehn denn keinen einzigen Fehler gemacht?" Nun begannen auch jene, die bisher geschwiegen hatten, mitzustreiten. „Um alle möglichen Titel wird hier gekämpft, nur wenn es um einen Menschen geht, dann ist Ruhe ..." Rede und Gegenrede wechselten. Einige Einigung schien nicht möglich. Und doch mußten wir am Montag entscheiden, ob wir für Steinmann bürgten oder ihn fallen ließen.

Die aufgestörten Gedanken blieben auch nach Schichtschluß, als das Werktor längst hinter mir lag. Es stand mir deutlich vor Augen: Sollte es zur Abstimmung kommen, vier Kollegen wären gegen die Bürgschaft, vier dafür. Meine Stimme gäbe den Ausschlag. Neun Hände mußten sich heben. Auf welche Seite sollte ich mich schlagen? Jedes einzelne Argument hatte etwas für sich und war doch nicht die ganze Wahrheit. Mit einer Stimmenthaltung aber stellte ich nur Gleichgültigkeit zur Schau. Die Entscheidung anderen überlassen ... Der einfachste Weg. War er gangbar? War ich denn wirklich gleichgültig?

Mit gemischten Gefühlen fuhr ich nach Hause, wollte erst einmal abschalten. Vor dem Montag lag schließlich ein ganzes Wochenende.

* * *

Der Name ... Die meisten Meldungen der Zeitungen hatte ich überflogen. Bei jener war es zunächst das geschilderte Ereignis, das mich innehalten ließ. Ich versuchte mir den grauen, verhangenen Abend am Fluß vorzustellen. Es war, als dringe jener bestürzende

schrille Schrei vor dem Weiterlesen bis zu mir und forderte meine eigene Entscheidung. Wohin wäre ich gelaufen? Ich hätte doch die Augen nicht abwenden können. Ich sah doch, wie der schmale helle Haarschopf zu versinken drohte, wie er verzweifelt das dunkle Wasser über sich durchstoßen wollte. Ich spürte doch diese schneidende Kälte durch den Mantel bis auf die Haut. Wohin wäre ich gelaufen? Wo fände ich in dieser menschenleeren Gegend am Rande der Stadt ein Telefon? Und wen erreichte der Schrei aus dem Fluß vor dem Verstummen denn noch außer mich? Aber es war Anfang Dezember. Und der Sprung von der Brücke konnte der Sprung in die eigene Atemlosigkeit sein. Wer sollte mein Zögern, wer wollte den Versuch, diesen Notruf weiterzudelegieren, verurteilen? Wie jedoch hätte ich damit leben können?

Überlegungen ohne Folgen. Der andere mußte augenblicklich gehandelt haben. Die Strömung an der Brücke ist stark. In jedem Moment konnte einer der Strudel den fast gewichtslosen Körper des Kindes in die Schwärze der Tiefe ziehn.

Der Name ... Erst beim zweiten Lesen nahm ich ihn bewußt auf. Ein Irrtum war nicht möglich. Alter und Beruf stimmten. Aber vor allem war es der Name, der mich nicht zweifeln ließ. Karoniewicz, Frank Peter. Der dürfte einmalig sein. Und die Verkürzung damals, er hatte damit wohl schon vor seiner Armeezeit leben müssen. Zwei Jahre liegt das alles nun schon zurück. Karo ist im Frühjahr des vorigen Jahres aus dem Armeedienst entlassen worden. Ich bin es in diesem. Und nun ist wieder Dezember ... Eigentlich ist in jenem zunächst gar nichts Besonderes passiert. Trotzdem habe ich später häufig daran denken müssen. Irgendwie haben mich jene Wochen stärker gemacht. Ich bin nur noch nicht dahinter gekommen, was dies genau bewirkt hat. Wann hat sich die Selbstverleugnung damals zum Mut, die eigene Würde zu bewahren, gewandelt? Um welchen bitteren Preis ist das geschehen?

Ach Karo, warum hätte ich dir vor dem Lesen der Zeitungsmeldung noch immer nicht diese Selbstlosigkeit zugetraut?

Ich hätte es längst anders wissen müssen. Überlagerten die Eindrücke aus den ersten Tagen nach meiner Entlassung alle späteren Zeichen deiner möglichen Wandlung? Ist es hinterher bequemer und einfacher gewesen, mich nur an die fragwürdigen Seiten deines Charakters zu erinnern? So brauchte ich mich letztendlich nicht mit mir selbst auseinandersetzen. Vielleicht mußte ich den Vorwurf, zu oft den leichtesten Weg gegangen zu sein, da es nun bei der Sache mit Steinmann wieder einmal auf meine Stimme, auf meine Haltung ankam, endlich auch an mich richten. Vielleicht hast du, Frank Peter Karoniewicz, aus einer gleichen Erkenntnis heraus das Mädchen vor dem Ertrinken gerettet?



Ich war froh, daß die Ausbildung hinter mir lag. Anstrengende Wochen, in denen man nur selten zur Ruhe gekommen war. Je näher der Tag der Versetzung rückte, desto leichter wurde mir. Sicher, ich wußte, nach dem Verlassen der Ausbildungseinheit wartete kein Kuraufenthalt auf mich, ein bißchen ruhiger jedoch, so hoffte ich, würde es schon zugehn. Und diese Erwartung schien sich schon nach dem ersten Tag in der neuen Einheit zu bestätigen, wenn auch von Anfang an ein ungutes Gefühl dabei aufkam, das ich mir erst später zu erklären versuchte.

Karo hatte Schernikau, Tiesler und mir, den drei Neuen in der Gruppe, die Regeln, die seiner Meinung nach galten, in aller Deutlichkeit dargelegt. Nachdem er sah, mit welcher Akribie wir unsere Spinde einräumten, die Ausrüstung verstauten und die Betten bezogen, stieß er sich mit einer gewandten Bewegung von der Wand, an der er lehnte, ab, ging demonstrativ zu seinem Spind, wobei sich das spöttische Lächeln in seinem Gesicht noch verstärkte, und öffnete die Tür. „Das ist das maximal Nötige", sagte er und wies in das Innere, das die uns beigebrachte Ordnung fragwürdig erscheinen ließ.

„Ich will nicht Mode werden", verteidigte Schernikau das mustergültige Ergebnis seiner Tätigkeit.

„Gesunde Einstellung", bestätigte Karo und zeigte zum Tisch. „Nun setzt euch mal, ihr Frischlinge, und spannt eure Ohren auf. Ab heute geht alles ein bißchen anders lang, als man es euch eingepaukt hat. Ich werd' euch die wichtigsten Grundbegriffe erläutern. Dann erspart ihr euch und uns allen viel Ärger. Nicht auffallen", er sprach Schernikau nun direkt an, „das ist schon mal eine gute Regel. Wie willst du aber nicht auffallen, wenn du überall zum leuchtenden Beispiel wirst? Da kommt dann laufend einer, um dich irgendwo vorzuzeigen oder, weil du ja solch ein bewußter Mensch bist, um dir Extraaufgaben zu verpassen."

„Also lieber schlampig?" warf Tiesler zweifelnd ein. „Die Mitte," sagte Karo gelassen. „Die Mitte macht's. Bei allen Dingen. Ich red' jetzt nicht bloß vom Schrank. Wozu sich den Arsch aufreißen? Man muß sich die Zeit hier nicht schwerer machen, als sie ohnehin ist. Oder habt ihr euch danach gerissen, zur Fahne zu kommen? Na also. Ich geh' im Frühling, ihr ein Jahr später. Machen wir das Beste draus."

„Und der Gruppenführer macht mit", meinte Tiesler sarkastisch. Ehrlich gesagt, auch ich glaubte im Stillen nicht recht an Karos Philosophie. In der vorangegangenen Ausbildung hatten wir andere Erfahrungen gemacht. Warum sollten die nun hinfällig sein? Auch der Gruppenführer mußte sich ja schließlich vor dem nächsthöheren Vorgesetzten verantworten. Oder vertraute der Zugführer blind, so daß unter der Hand hier alles lief, wie sie es für richtig hielten?

„Paß auf", mischte sich der dienstältere Heidicke ein. „Eine Hand wäscht die andere. Das ist draußen, wenn du was brauchst, genauso. Oder seid ihr vom Mond gefallen? Nehmen wir an, der Uffz will, weil nun ein paar Neue da sind, wieder etwas stärker durchzieh'n als gewohnt. Da wird er sich ganz schnell an Karo erinnern. Ohne den läuft hier gar nichts. Und wenn nichts läuft, ist der Uffz aufgeschmissen. Er will aber nicht aufgeschmissen sein. Deswegen wird er Karo und uns nicht in die Suppe spucken. Dafür kann er sich drauf verlassen, daß wir uns am Riemen reißen, wenns wirklich mal ernst wird. Was meinst du, was ihm beim Zugführer mehr Punkte bringt: Ein vernünftiges Ergebnis beim Schießen oder ein akkurat gefaltetes Hemd? Das hat Karo ihm

schon klargemacht, als er noch nicht Gefreiter gewesen ist."

Merkwürdig, wie deutlich ich die Situation vor mir sehe. Es ist, als beobachtete ich mich selbst, mein Abwarten, mein Schweigen, auch später. Bist du gewohnt, dachte ich, kennst du aus dem Betrieb. Alles, was sich in Zahlen ausdrücken läßt, muß stimmen, das Drumherum interessiert bestenfalls nebenbei. Die Erfahrungen der anderen werden ähnlich sein. Wie können sie die von heute auf morgen ablegen ... Damit sind sie zur Armee gekommen.

So hatte ich gedacht, seltsam losgelöst von mir, als beträfe die Wertung nur die anderen, als könnte ich meine Vorstellungen von sinnvollem Leben, das ja nicht nur aus Bequemlichkeit bestehen kann, trotz der Selbstverleugnung unbeschadet über die Zeit des Grundwehrdienstes retten.

Machen wir das Beste draus. Erst später ging mir auf, daß Karo damit nur das Beste für sich selbst gemeint haben konnte. Das Beste, welcher Widersinn, bestand in den folgenden Tagen darin, uns Neuen nach und nach alle Dienste und Verrichtungen aufzubrummen, auch wenn die Namen anderer auf dem entsprechenden Plan eingetragen waren. „Revierdienst machen heute Schernikau und Tiesler. Du kümmerst dich um die Stube. Ich hab' ein dringendes Bedürfnis " Und Karo war verschwunden. Ging es um diese Arbeiten, stets hatte er Wichtigeres zu erledigen. „Wie lange wollen wir das noch mitmachen?" fragte mich Tiesler nach der zweiten Woche. „Der nutzt uns doch total aus." Und wieder wurde mir die Antwort abgenommen. Heidicke hatte die halblaute Frage dennoch gehört. „Das ist so, seit es Soldaten gibt. Das wußte ich schon von meinem Großvater, noch bevor ich die Einberufung in der Hand hielt. Schließlich ist Karo Gefreiter."

„Gefreiter", Tiesler lachte gekünstelt. „Gefreiter wird jeder, wenn er nicht gerade riesigen Bockmist verzapft. Auf dem Bau war derjenige angesehn, der zupacken konnte. Hier soll's umgekehrt sein?"

„Du bist hier nicht auf dem Bau."

Spätestens jetzt hätte ich Farbe bekennen müssen. Aber ich ließ Tiesler allein, spürte die Warnung, die hinter Heidickes Worten lauerte, wollte mich den von Karo ausgegebenen Maximen anpassen. Irgendwo, davon war ich überzeugt, trafen sich einige unserer Ansichten. Auch ich hatte mich nicht darum gerissen, zur Fahne zu kommen. Auch ich hätte in dieser Zeit lieber an meiner Drehbank durch meiner Hände Arbeit gutes Geld verdient. Warum sollte ich so tun, als könnte ich mir nichts besseres als Kaserne oder Sturmbahn vorstellen, und als erster statt „Ich muß eben das Nötigste machen" den Satz „Ich will das Nötige machen" von mir geben? Obwohl er mir ungleich mehr entsprochen hätte, scheute ich die damit verbundenen Konsequenzen. Was unterschied also meine feige Anpassung von Karos Bequemlichkeit? Er realisierte sie nur mit anderen Mitteln.

Heidicke also ... Der vertrat Karos Ansichten manchmal resoluter als der Gefreite. „Weißt du", sagte er scheinbar beiläufig zu Tiesler, „es gibt so Sachen, bei Alarm zum Beispiel. Stell dir vor, du findest plötzlich deine Stiefel nicht. Soll schon passiert sein. Dann ist der gesamte Zug aufgeschmissen. Normzeit ade. Und das bloß, weil du, du ganz allein den Sinn der militärischen Ordnung nicht begriffen hast."

Tiesler starrte ihn ungläubig an. „Für eure Arschruhe könnt ihr doch nicht ..."

Aber Heidicke schnitt ihm ungerührt den Satz ab. „Oder denk dir, irgend so ein fieser Kerl hat deinen Namen im Ausgangsbuch, obwohl du dich ordnungsgemäß eingetragen hast, kurz bevor es zur Bestätigung geht, durchgestrichen. Von anderen Schicksalsschlägen woll'n wir mal gar nicht reden."

„Schwein", sagte Tiesler hilflos, und auch ich wußte, sie würden es tun, ohne daß jemand sie dafür verantwortlich machen konnte.

Wenig später war dann Karo ins Zimmer getreten. „Wir müssen drei Mann zum Kartoffelschälen abstellen." Er warf sein Käppi aufs Bett und nahm Briefpapier aus dem Schrank. „Meine Alten warten schon die zweite Woche auf Post."

„Kommt", sagte Schernikau. Tiesler zögerte. Erst als ich mein Koppel wortlos umschnallte, folgte er. Wir sahen uns nicht an Mir fiel die Überprüfung zum Abschluß der Grundausbildung ein. Während des Eilmarsches hatte ich neben meiner MPi noch eine Panzerbüchse getragen. Der kleine Pagel hätte unterwegs sonst aufgeben müssen. So aber sind wir am Ende mit ihm noch in einer annehmbaren Zeit über die Sturmbahn gekommen. Irgendwie war ich stolz auf mich gewesen. Ich hatte mehr getan, als von mir erwartet worden war. Ich hatte es freiwillig getan, aus eigenem Entschluß, und Pagel war über seine Schwäche verzweifelt gewesen. Das ist der Unterschied, dachte ich flüchtig, während ich neben Tiesler und Schernikau zur Küche trabte. Ich biß mir auf die Lippen.

* * *

Wir waren drei Tage lang im Gelände gewesen. Aufsitzen, absitzen, Marsch, Verteidigungsstellung ausheben, aufsitzen, absitzen, Wachdienst ... Wir hatten die gefrorene Erde aufgeschlagen, manchmal, von fern, in den Siedlungen die Lichter an den Tannen gesehen, und dabei hatten uns nicht nur die Hände vom Frost gebrannt. Wir hatten uns schon seit dem ersten Abend ohne Karo geschunden. Bei einem Sprung von der Ladefläche des LKWs war er ausgerutscht, gestürzt, mit der Andeutung von Schmerz im Gesicht sitzengeblieben. Schernikau half ihm auf die Beine. Karo wehrte ihn unwillig ab. „Was ist? Geht's weiter?" fragte der Unteroffizier. Karo wies auf seinen Knöchel, humpelte einige Schritte, blieb beim anschließenden Marsch immer wieder zurück. Nur Heidicke war da neben ihm. Die beiden anderen dienstälteren Soldaten der Gruppe marschierten mit ebenso verschlossenen Gesichtern wie wir Neuen. Keiner blickte sich um.

Im Sankra konnte keine Schwellung an Karos Fuß ausgemacht werden. Der Zugführer stellte den Gefreiten, da mit ihm die Aufgaben nur schwerlich erfüllt werden konnten, zur Arbeit im Werkstattwagen des Kfz-Zuges ab.

„Schluß, ich mach' das nicht mehr mit", sagte Tiesler entschieden, als wir nach jenen drei Tagen ausgelaugt ins Objekt zurückkehrten und Karo uns mit gespielter Anteilnahme auf der Stube begrüßte. „Ging ziemlich auf die Knochen, was? Aber nicht mehr mitmachen geht nicht. Mitmachen mußte."

Ich weiß nicht, ob er Tiesler bewußt falsch verstand, um dessen Zorn von sich abzulenken, aber Tiesler ließ die Zielrichtung seines Angriffs nicht so einfach umdirigieren. „Weißt du", sagte er verächtlich und trat dabei dicht an Karo heran, „bei uns auf dem Bau hätte man sowas wie dich beiseitegenommen, und danach hättest du wirklich einen Sani gebraucht. Aber hier ... hier hat jeder das letzte bißchen Würde scheinbar mit den Zivilsachen abgegeben. Ich für meinen Teil jedenfalls leck dir ab heute nicht mehr die Stiefel."

„Würde ..." Heidicke prustete los. Dann legte er Tiesler die Hand auf die Schulter und drängte ihn ein wenig vom Gefreiten weg. „Nu laß mal den Karo in Ruhe. Wenn du mal Gefreiter bist und schlecht zu Fuß, wird dir auch keiner was unterstellen." Tiesler schüttelte Heidickes Hand ab. „Mit mir nicht mehr", bekräftigte er leise aber bestimmt.

Wiederum hatte ich mich in einer Auseinandersetzung zurückgehalten. Ich redete mir ein, Karo habe tatsächlich nicht mehr mitmarschieren können. Tieslers Vermutung erschien mir zwar nicht aus der Luft gegriffen, beweisen jedoch konnte er sie nicht. Ich sträubte mich, Karos Egoismus so wie er war zur Kenntnis zu nehmen und Konsequenzen für die eigene Haltung zu ziehen. Die Illusion, ein gleichberechtigtes Verhältnis käme in der Gruppe schon irgendwie, wenn nur genügend Zeit verstriche, von selber zustande, war schwer zu verdrängen. Vielleicht wurzelte sie in einer anderen Erfahrung. Schon einmal hatte ich konsequent Verhältnisse klären wollen und war damit gescheitert. Wo Behutsamkeit angebracht gewesen wäre, war ich direkt mit der Tür ins Haus gefallen. Katja ... Kann sein, wir hätten zueinander gefunden ... Ich hatte nicht verstanden, daß du Zeit brauchtest, um die Enttäuschung einer früheren Beziehung zu überwinden. Ich hatte geglaubt, viele deiner Gründe seien Vorwände gewesen, um sich möglichst nicht zu binden. Was ist das schon für eine Liebe, in der sich einer ganz gibt und der andere nur widerstrebend oder abwartend, hatte ich gedacht und dich eines Tages vor die Wahl gestellt: Entweder wir leben nun auch zusammen oder ... Das konntest du nicht akzeptieren. Ich hätte dir Zeit lassen sollen, Katja ... Vielleicht war ich deshalb zu dem Schluß gelangt, eine direkte Konfrontation mit Karo verschlimmere die Situation nur, versteife ihn in seiner Haltung.

Aber genau das Gegenteil trat ein. Tiesler hatte in der Folgezeit wenig zu lachen, und wir, Schernikau und ich, die sich heraushalten wollten, waren gleichermaßen davon betroffen. Karos Einfluß auf den Unteroffizier wurde spürbar. Ständig wurde etwas an uns bemängelt, hatten wir Arbeiten doppelt zu verrichten. Uns übertragene Reviere konnten nach dem Säubern nicht abgenommen werden, da sie scheinbar nur oberflächlich gereinigt worden waren, und der gleiche Schmutz wie vordem herumlag. So oft wir die Ordnung in unseren Schränken auch herstellten, jemand mußte sie in einem unbeobachteten Augenblick angekippt haben. Tiesler wies den Unteroffizier darauf hin. Karo grinste. Der Unteroffizier forderte Beweise. Die hatten wir nicht. Er meinte, wir sollten keinen Unfrieden stiften und uns besser ins Kollektiv einpassen.

* * *

Ich weiß nicht, wie lange ich den Zustand, als ob ich unbeteiligt an ihm wäre, hingenommen hätte. Einige Tage vor Weihnachten jedoch konnte ich Karo nicht mehr ausweichen, betraf seine Frage mich, mich ganz persönlich, und ich mußte ihm ohne den Seitenblick auf Tiesler und Schernikau antworten. „Wir müßten tauschen", sagte Karo, „dir kann es doch egal sein, du hast ebensowenig ein Weib zu Hause wie ich. Laß mich Weihnachten fahren. Mein Alter liegt. Kannst dir sicher vorstellen, wie das ist. Weihnachten im Krankenhaus, und ich hocke hier. Silvester mag das noch angeh'n."

Wir standen vor dem Klubraum. Er rauchte hastig und wich meinen Blicken aus. Ich glaubte ihm nicht. Die Art, wie er über die Krankheit des Vaters sprach, der laxe, fast fordernde Tonfall paßte nicht dazu. Daß es ihm widerstrebte, einen anderen, den er gedemütigt hatte, um etwas zu bitten, ging mir damals nicht auf. Vielleicht spürte er in jener Minute zum ersten Mal, daß sich das von ihm geschaffene Abhängigkeitsverhältnis in seiner Einseitigkeit nicht auf Dauer aufrechterhalten ließ.

„Warum fragst du gerade mich?"

„Die anderen sind verheiratet. Der Rest fährt sowieso Silvester."

„Der Urlaubsplan ist doch längst bestätigt", wich ich aus.

„Menschenskind, dann muß er eben geändert werden", fuhr mich Karo an.

Ich hatte lange gebraucht, aber nun war ich nicht mehr gewillt, seine Allüren hinzunehmen. „Nein", sagte ich hart und dachte: Schlimmer als es jetzt ist, kann es ohnehin kaum noch werden zwischen uns.

„Er ist wirklich krank. Schon länger."

„Und bei mir warten meine Eltern, die Schwestern mit ihren Familien kommen." Als ich zur Seite sah, war Karo schon davongegangen.

Mir fiel sein Gerede vom vergangenen Abend ein. Er hatte Heidicke von seiner Arbeit erzählt. Und während ich Karo nachblickte, spulten sich die Sätze noch einmal in mir ab. „Hör zu! Ich geh' also los, nach dem Frühstück versteht sich, und weiß, da wartet irgend so ein Mütterchen, das abends wieder die beliebten Filme aus dem Mittelalter angucken will. Oder ich komm' zu einer, meistens sind ja die Frauen zu Hause, die ganz genervt ist, weil sie extra Urlaub nahm und inständig hoffte, daß der Monteur sie nicht hängenläßt. Ich zaubere also meine Falten ins Gesicht, fummle hier, fummle da im Gerät herum, laß nebenbei ein paar Sätze über die Ersatzteilfrage ab und sag' dann, sie habe gerade noch mal so Glück gehabt. Hast du nicht gesehen, schwebt plötzlich Kaffee herbei. Ich schreib' die Rechnung und brauch' keinen Pfennig mehr draufsetzen, als es wirklich gekostet hat. Wieso? Du stellst Fragen. Jeder ist nach dieser Prozedur froh, weil der Kasten wieder läuft. Eine hat mir mal einen Zwanziger extra rübergeschoben. Weißt du, was kaputt gewesen war? 'ne Sicherung mußte ich auswechseln, mehr nicht."

Ich glaubte noch immer Heidickes Lachen zu hören. Die Selbstgefälligkeit, mit der Karo gesprochen hatte, widerte mich an. Schon nach der Übung hätte ich Tiesler unterstützen müssen.

Nach Weihnachten, als ich aus dem Urlaub zurückkehrte, erfuhr ich, daß Karos Vater gestorben war. Karo sei auf der Heimreise.

Die Nachricht glich einem Schlag in mein Gesicht. Wie konnte ich ihm je wieder unter die Augen treten. Jene Minute vor dem Klubraum, in der ich ihm mein hartes Nein, auf das ich so stolz gewesen war, gesagt hatte, sie war unwiederholbar verstrichen.

Karo hat jenes Gespräch nie wieder erwähnt. In den Tagen nach dem Jahreswechsel war es, als existiere ich für ihn nicht mehr. Er sah durch mich hindurch, wollte mich nicht wahrnehmen. Es schien, als habe meine Anwesenheit für ihn jede Bedeutung verloren. Worüber hätte er auch mit mir sprechen sollen? Worüber hätte ich mit ihm sprechen können? Meine Scham und Bestürzung wären durch Worte nicht mitteilbar gewesen. Ich rechnete nicht damit, daß sich an unserem Verhältnis bis zu Karos Entlassung etwas ändern würde. Dann aber geschah jene Havarie im Heizwerk der Stadt. Einige Gruppen, darunter auch unsere, wurden zur Aufrechterhaltung der Wärmeversorgung abgestellt. Täglich zwölf bis vierzehn Stunden Knochenarbeit. Die Kohle wurde, da die Bänder ausgefallen waren, in Eimern über die glatten eisernen Treppen und Laufstege bis zu den Kesseln getragen. Eisiger Wind schnitt in die Gesichter. Gelegentlich schneite es. Die Wege mußten freigemacht und enteist werden. Nach wenigen Stunden schien es, als seien die Arme ertaubt.

Hatte uns in den ersten Tagen noch die Vorstellung kalter Krankenhäuser, Altersheime und Schulen angetrieben, so verrichteten wir die Arbeiten danach fast automatisch und ohne darüber zu reflektieren. Die Gruppe, so dachte ich, war unversehens zu einer Einheit geworden. Auch Karo zog mit, obwohl ...

Am fünften Tag, wir stießen mit Brechstangen die schneeverklebten festgefrorenen Kohlenreste aus einem Waggon, hatte es den Anschein, als versuchte der Gefreite, die Schinderei für sich zu beenden. Ich kann es nicht leugnen, es war mein erster Gedanke. Der Vorfall ähnelte sehr jenem Rückzieher während der Übung.

Karo sprang als Letzter aus dem Waggon. Ein mühsam unterdrückter Schmerzlaut. Wir wandten uns um. Karo kauerte im schmutzigen Schnee. Man sah, wie er die Zähne zusammenbiß. Während er sich aufrichtete und tastend den ersten Schritt probierte, platzte aus Tiesler schon der Spott. Ich fragte mich nun doch, ob seine Spitzen diesmal wirklich angebracht seien. Tiesler redete von einer Kur, die Karo schnellstens beantragen solle, und wenn das fehlschlüge, so müsse man doch wenigstens eiligst den Werkstattwagen zwecks allseitiger Gesundung zur Verfügung stellen.

„Hör auf", herrschte ich ihn an, „hör auf mit den ewigen Unterstellungen."

Ich hoffte, ja ich flehte im stillen, daß Karo meinen Satz nicht Lügen strafte, er nicht wiederum nur sein Spiel mit uns trieb. Mit ausdruckslosem Gesicht, bemüht fest aufzutreten, ging er an uns vorbei, griff die Schippe und begann die Kohle neben dem Waggon in eine Schubkarre zu schaufeln.

„Hat wohl nicht ganz geklappt. Er ziert sich noch ein Weilchen, bevor er zum Sani marschiert."

Spät am Abend, als ich den Waschraum der Kompanie aufsuchte, um die schwarzen Linien, die trotz langen Duschens auf den Handflächen geblieben waren, fortzubürsten, da bemerkte ich, wie Karo minutenlang das rechte Bein unter den kalten Wasserstrahl hielt. Obwohl ich nicht direkt neben ihm stand, glaubte ich die Schwellung am Fuß zu erkennen.

„Was starrst du? Es ist nichts", reagierte Karo mit gereizter Miene, als er meine Blicke mitbekam.

„Wenn du es sagst."

Am nächsten Tag fuhr er wie selbstverständlich mit uns ins Heizwerk. Er verrichtete die gleichen Arbeiten und ging die gleichen Wege wie wir. Nur manchmal, wenn er sich unbeobachtet fühlte, verhielt er einige Sekunden und verlagerte die Last seines Körpers auf das linke Bein.

* * *

Frank Peter Karoniewicz, genannt Karo, hatte also ein Kind vor dem Ertrinken gerettet. Ich legte die Zeitung aus der Hand. Auch wenn die Hinweise auf seine Person weniger eindeutig gewesen wären, wie hätte ich daran zweifeln dürfen? Es lag, wenn ich mir die ganze Wahrheit eingestand, im Bereich des Möglichen. Aber welcher Zusammenhang bestand zwischen Karos Geschichte und der Abstimmung über die Bürgschaft für Steinmann? Eine zufällige Verbindung? Ein zufälliges Nachdenken, das nur durch die Zeitungsmeldung angestoßen worden war? Oder versuchte ich mir die Zufälligkeit nur einzureden? War es nicht vielmehr so, daß zwischen dem Notruf des Mädchens, den Karos Gewissen um keinen Preis mehr überhören konnte, und dem möglichen Notruf Steinmanns, den er durch die Verwüstung der Lauben ausgesandt hatte, kein allzu großer Unterschied bestand? Wie durfte ich ihn dann hinnehmen, als sei ich unbeteiligt? Es wäre das gleiche Schweigen geworden, das ich der anfänglichen Entwürdigung durch Karo entgegengebracht hatte. Wie viele Gelegenheiten, einen Menschen trotz vorheriger Enttäuschungen nicht fallen zu lassen, wollte ich noch ausschlagen? Welchen Sinn barg ein auf solche Art gleichgültiges Leben schon?

Ich stand auf und faltete die Zeitung. Ein merkwürdiges Gefühl überkam mich. Ich hatte Lust, unter Menschen zu geh'n, fröhlich zu sein. Seltsame Leichtigkeit verspürte ich plötzlich.

Das ganze Wochenende lag noch vor mir.

Und nun fragen wir Euch:

Steinmann: Würdet Ihr für ihn bürgen oder verdiente er besser einen Denkzettel?

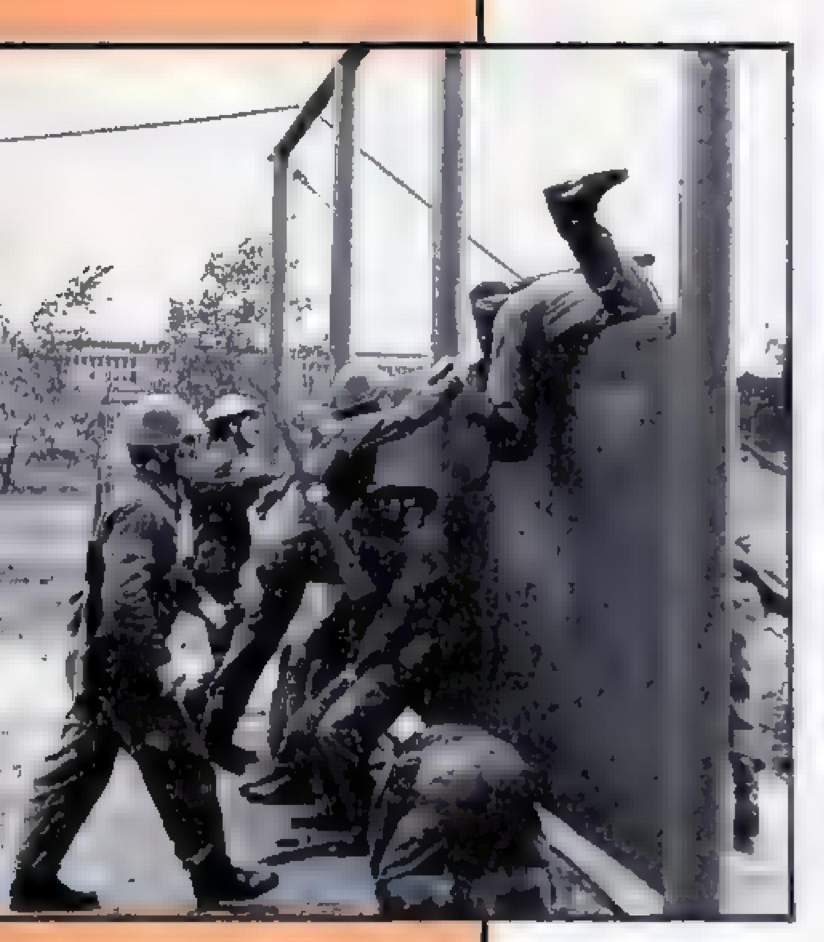
Karo: „Der nutzt uns doch total aus." – „Das ist so, seit es Soldaten gibt." Würdet Ihr letzterem zustimmen oder widersprechen?

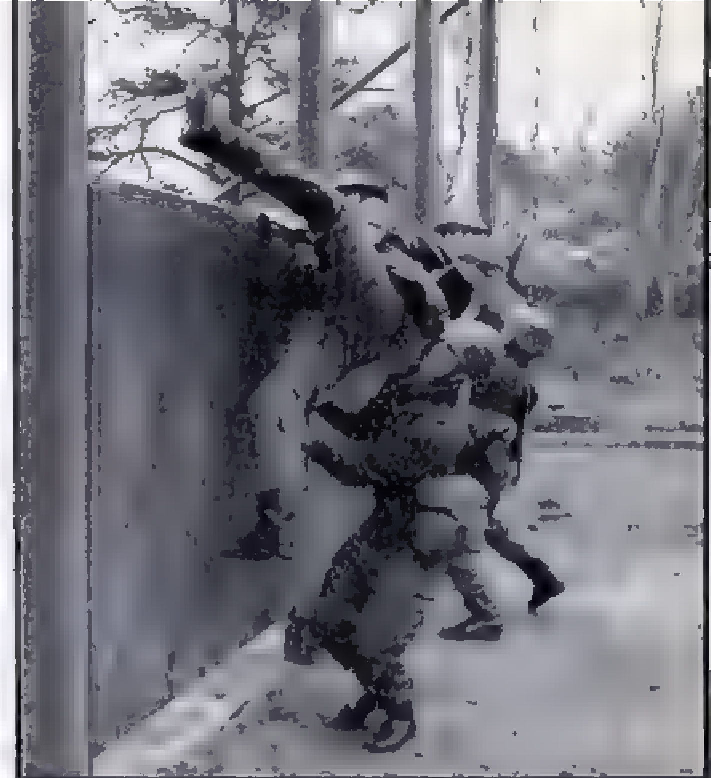
Farbe bekennen: Auch bei der Armee? Um jeden Preis – ein zu hoher Preis?

Notruf: Welche Anregungen vermittelt Euch unsere Geschichte?

Schreibt an „Armeerundschau", PFN 46 130, Berlin, 1055, und gebt bitte Alter, Familienstand und Beruf an. Für 10 Einsender, die wir durch Losentscheid ermitteln, halten wir je einen der begehrten Mini-Magazin-Kalender 1990 bereit.

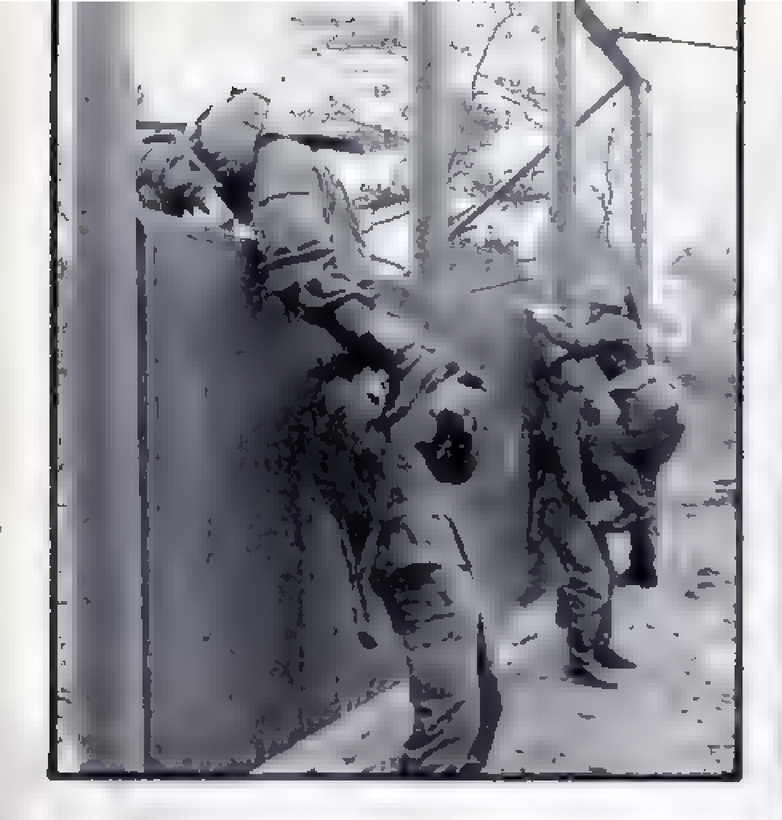
Illustration: Karl Fischer





Mit 2-PS-Sprung

200 Zentimeter hoch ist sie, diese Bretterwand, an der sich schon so mancher Soldat die „Zähne ausgebissen" oder zumindest die Ellenbogen und Knie wundgescheuert hat. Nicht mit Sturmleitern, wie es das Eskaladieren ursprünglich beinhaltete, geht es dem Hindernis zu Leibe, sondern mit Kraft und Geschick. Hilfestellung ist erlaubt, doch schaffen soll es letztlich jeder Soldat allein, und zwar so schnell und so kraftsparend wie möglich. Am effektivsten mit zwei Pferdestärken. Wie das gehen





soll? Ganz einfach. Sieht man als 1 PS an, wenn 75 Kilopond in einer Sekunde einen Meter hochgehoben werden, so ist wohl einzusehen, daß ein 75 Kilo schwerer Soldat zwei PS leistet, wenn er sich in zwei Sekunden über die Eskaladierwand hievt. Vorausgesetzt natürlich, er beherrscht den seitlichen Armhang, den Oberarmstütz oder das Aufstemmen an der Bretterwand perfekt. Mit der Eskaladierwand hat er nach den Stahlrohrhürden, dem Wassergraben und dem 4-m-Vertikaltau aber erst einmal ein Drittel der Hindernisse des Mini-Gefechtsfeldes hinter sich gebracht. Auch die restlichen acht Hindernisse fordern noch ihren PS-Tribut.

Text: Oberstleutnant Bernd Schilling
Bild: Manfred Uhlenhut



Können Unteroffiziere in Zivil in Urlaub fahren? Dürfen Soldaten ihren Trabi zum Dienstort mitbringen? Ist es gestattet, einen Oberlippenbart zu tragen? Gibt es auch für Soldaten Reisezeit? Diese und andere Fragen stellten uns AR-Leser. Mit unseren Antworten im nachstehenden Ratgeberteil beziehen wir uns auf die überarbeiteten Dienstvorschriften zum Innendienst (DV 010/0/003) sowie zu Urlaub, Ausgang und Dienstbefreiung (DV 010/0/007). Sie bringen für viele Armeeangehörige verbesserte

Dienst- und Lebensbedingungen

Wie verhält es sich mit dem Erholungsurlaub?

Für Soldaten im Grundwehrdienst bleibt es bei 18 Tagen für ihre 18monatige Dienstzeit, wobei keine Sonn- und gesetzlichen Feiertage angerechnet werden. Letzteres gilt nunmehr auch für alle Längerdienenden, so daß für sie ebenfalls nur die Werktage Montag bis Sonnabend gezählt werden.
Im einzelnen sehen die Ansprüche wie folgt aus: Berufsunteroffiziere, Fähnriche, Offiziere auf Zeit und Berufsoffiziere erhalten im ersten bis fünften Dienstjahr 32 Tage, im sechsten bis zehnten 34, im elften bis fünfzehnten 38 und ab sechzehnten 42 Tage. Soldaten auf Zeit und Unteroffiziere auf Zeit bekommen im ersten Dienstjahr 22, im zweiten 23, im dritten 24, im vierten 26, im fünften 27 und im sechsten bis zehnten 28 Tage. Bei Fähnrich- und Offiziersschülern beläuft sich der Anspruch auf 26 Tage Erholungsurlaub im Kalenderjahr.

Wie oft gibt es verlängerten Kurzurlaub?

Jetzt in der Regel bereits freitags ab 15 Uhr beginnend, erstreckt er sich bis Dienstag zum Dienst. Er ist ausschließlich für jene Genossen vorgesehen, die nicht im Standortbereich wohnen. Generell erhöht sich für sie die Anzahl dieser Heimfahrten übers Wochenende.
Zu Ostern oder Pfingsten und zu Weihnachten oder Neujahr gibt es je einen VKU. Demnach können sowohl Soldaten im Grundwehrdienst als auch Gefreite in der Ausbildung zum Unteroffizier nunmehr zweimal im Diensthalbjahr VKU nehmen; rechnet man den einmal in sechs Monaten zu gewährenden Erholungsurlaub hinzu, kommen für das Diensthalbjahr mindestens drei Urlaubsfahrten zusammen.
Soldaten auf Zeit und Unteroffiziere auf Zeit erhalten jährlich siebenmal, die Berufsunteroffiziere, Fähnriche und Offiziere elfmal verlängerten Kurzurlaub.

Welchen Urlaub bekommen Reservisten?

Da ihnen ihr Erholungsurlaub im Betrieb ungeschmälert erhalten bleibt, kriegen sie bei der NVA keinen. Dennoch wurden auch für sie günstigere Urlaubsregelungen getroffen. Soldaten und Unteroffiziere, die einen dreimonatigen Reservistenwehrdienst leisten, können in dieser Zeit zweimal in VKU fahren; dauert der Reservistenwehrdienst länger als drei Monate, ist ihnen das einmal in zwei Monaten möglich. Fähnriche und Offiziere erhalten einmal monatlich VKU. Fallen Ostern oder Pfingsten, Weihnachten oder Neujahr in die Zeit des Reservistenwehrdienstes, gelten die schon an anderer Stelle genannten Regelungen.

Wie ist es mit der Reisezeit?

Bisher gab es sie nur für Längerdienende, sofern sie entsprechend den Eisenbahnfahrplänen mehr als 12 Stunden brauchten, um nach Hause und zurück an den Standort zu kommen. Neuerdings wird eine zusätzliche Reisezeit

allen, demzufolge auch den Soldaten im Grundwehrdienst, gewährt, wenn die Mindestfahrzeit hin und zurück 10 Stunden beträgt. Die Festlegung der Reisezeit erfolgt in Abhängigkeit von den Fahrplänen, und es wird nur die über 10 Stunden hinausgehende Reisezeit zusätzlich genehmigt.
Soldaten im Grundwehrdienst können zweimal im Diensthalbjahr Reisezeit bekommen, Soldaten auf Zeit und Unteroffiziere auf Zeit siebenmal im Kalenderjahr und Berufsunteroffiziere, Fähnriche und Offiziere elfmal im Kalenderjahr.

Bis wann kann man ausgehen?

Nach den bisherigen Regelungen war der Ausgang für Soldaten im Grund- wie im Reservistenwehrdienst um 24.00 Uhr beendet. Jetzt ist ihre Rückkehr in die Kaserne auf 02.00 Uhr festgelegt. Ausgangsbeginn ist im allgemeinen (und für alle!) ab 17.00 Uhr, an Sonnabenden um 12.00 Uhr sowie sonn- und feiertags um 08.00 Uhr. Kommen Familienangehörige zu Besuch, kann der Besuchte auch längeren Ausgang als üblich kriegen; beim Besuch des Ehegatten ist es möglich, einen zusammenhängenden Ausgang über das Wochenende zu bekommen. Ausgang ist am Vortag zu beantragen; die Vorgesetzten haben die betreffenden Genossen rechtzeitig, meist bei der Dienstausgabe, zu informieren, ob dem Antrag stattgegeben wurde oder nicht.

Gibt es eine Dienstbefreiung, wenn man sonn- oder feiertags Dienst hatte?

Berufsunteroffiziere, Fähnriche und Offiziere erhalten sie in solchen Fällen grundsätzlich; die Dauer der Dienstbefreiung muß der Zeit der Dienstverrichtung an einem dienstfreien Tag entsprechen. Und noch etwas: Beenden Berufssoldaten einen Wach- oder anderen 24-Stunden-Dienst, so sind sie für die restlichen Stunden des Tages vom Dienst entbunden. Auf Entscheidung des Kommandeurs des Truppenteils können auch Soldaten im Grundwehrdienst, Soldaten auf Zeit und Unteroffiziere auf Zeit eine Dienstbefreiung erhalten, wenn sie an einem dienstfreien Tag mindestens sieben Stunden dienstlich eingesetzt waren; allerdings wird dies nur möglich sein, sofern dem keine militärischen Erfordernisse entgegenstehen.

Wie sieht es mit dienstfreien Sonnabenden aus?

Sie sind ausschließlich für Berufsunteroffiziere, Fähnriche und Offiziere vorgesehen. Gegenüber den bisherigen Regelungen erhöht sich ihre Anzahl auf 24 im Kalenderjahr; im allgemeinen gibt es monatlich zwei dienstfreie Sonnabende.

Kann man Privat-Kfz zum Dienstort mitbringen?

Das ist – wie bislang – allen Berufssoldaten sowie auch Soldaten auf Zeit, Unteroffizieren auf Zeit und Offizieren auf Zeit ohne spezielle Erlaubnis möglich, kann nun aber in bestimmten Fällen auch Soldaten im Grundwehrdienst sowie im Reservistendienst gestattet werden. Besagte Ausnahmen genehmigt der Kommandeur des Truppenteils. Dabei berücksichtigt er sowohl die Fahrverbindungen nach Hause mit Eisenbahn oder Bus als auch die Parkmöglichkeiten am Dienstort. Generell sei in diesem Zusammenhang betont, daß die NVA keinerlei Haftung für diese Privat-Kfz übernimmt.

Sind auf der Soldatenstube private Radios und Recorder gestattet?

Während es in der Vergangenheit nur möglich war, mit Genehmigung des Kompaniechefs persönliche Rundfunkgeräte in Stuben von Soldaten im Grundwehrdienst und Gefreiten in der Unteroffiziersausbildung aufzustellen, kann dies jetzt auf Radiorecorder erweitert werden. Wer daran interessiert ist, muß sich also in jedem Fall an seinen KC wenden. Alle anderen dürfen ohne spezielle Erlaubnis ihre privaten Radios, Recorder und Plattenspieler benutzen.
Sofern der Regimentskommandeur dem zustimmt, können Berufsunteroffiziere, Fähnriche, Offiziere, Fähnrich- und Offiziersschüler in ihren Stuben persönliche Fernseher, Rechentechnik, Video- und Tonaufzeichnungsgeräte betreiben sowie private Fotogeräte aufbewahren.

Wer kann Außenschläfer werden?

Gemeint ist, wer am Standort außerhalb der Kaserne wohnen darf. Der Personenkreis, dem das – immer natürlich mit Genehmigung des Kommandeurs des Truppenteils – möglich ist, wurde erweitert. Davon ausgeschlossen sind lediglich Soldaten im Grundwehrdienst.

Wo darf man rauchen?

Hier wurden im Interesse des Gesundheitsschutzes erhebliche Einschränkungen vorgenommen. Ab jetzt darf nur noch auf Raucherplätzen außerhalb der Gemeinschafts- und Unterkunftsräume geraucht werden; in Dienst- und Arbeitszimmern lediglich dann, wenn alle Anwesenden zustimmen.

In Zivil in Urlaub und Ausgang?

Zum Tragen von Zivilkleidung in der dienstfreien Zeit außerhalb der Kaserne oder in Wohnheimen innerhalb des Objektes sowie zu ihrer Aufbewahrung bei kasernierter Unterbringung sind nunmehr berechtigt: Offiziere, Fähnriche, Unteroffiziere, Soldaten auf Zeit sowie Fähnrich- und Offiziersschüler. Wer sich als Gefreiter in der Ausbildung zum Unteroffizier befindet, kann seine Zivilsachen in der Unterkunft haben und sie anziehen, wenn er in Urlaub fährt. Soldaten im Grundwehrdienst benötigen jetzt keine spezielle Genehmigung mehr, um im Urlaub Zivil zu tragen; das gilt jedoch nicht für die Fahrt von und zu der Kaserne.

Und wie steht es mit einem Oberlippenbart?

Nach wie vor gilt die Devise: kurzer Haarschnitt und gut rasiert zum Dienst! Wer jedoch auf seinen kurzen Oberlippenbart nicht verzichten oder sich einen stehen lassen möchte, kann sauber drumherumrasieren. Was andere Bärte betrifft, so bleibt es dabei: Ausnahmen erteilt der Kommandeur des Truppenteils.

Redaktion: Horst Spickereit

Eilenburger Flachlandspringer







Ist Euch der Name Peter Schipke ein Begriff? Nein? Na ja, berühmt ist der junge Skispringer vom ASK Vorwärts Oberhof noch nicht. Aber immerhin – im Februar dieses Jahres gewann der 14jährige Spartakiadegold bei den ein Jahr Älteren, und wenige Wochen später startete er bereits bei der Spartakiade der befreundeten Armeen. Eigentlich ganz bemerkenswert. Doch was das Besondere ist: Peter erlernte das Sprung-ABC nicht in einem der Skizentren unserer Mittelgebirge, sondern mitten im Flachland, in Eilenburg, etwa 20 km nordöstlich von Leipzig ...

Ein kleines Häuflein Skisportbegeisterter gab es dort schon in den 50er Jahren. Langläufer vor allem, aber auch einige, die sich dem Skispringen verschrieben hatten. Das zu tun, war jedoch in jenen Zeiten gar nicht so einfach. In den Hohburger Bergen gab es wohl eine kleine Schanze, auf der man springen konnte, doch beschwerlich war's schon, zum Training dorthin zu gelangen – 15 km hin, 15 km zurück. Eine eigene Schanze müßte man haben, das wäre etwas! Warum aber eigentlich nicht. Selbst ist der Mann, sind die Skispringer, sagten sie sich. Ernst Meixner, der schon die Hohburger Schanze konstruiert hatte, gehörte doch zu ihrer Truppe, der Burgwall am Stadtrand bot einen geeigneten Hang – also mutig ans Werk. 1958 war es dann



Bevor es von der kleineren auf die nächstgrößere Schanze geht, wird auf dem Aufsprunghang die Abfahrtshocke geübt. Joseph Dotzauer schickt den kleinen Iven Hartung auf die Reise. Nach drei erfolglosen Versuchen, mit Stürzen und Tränen, klappt es beim vierten Mal. Da gibt es auch Lob von Jan Schipke und Ivens Freunden.

so weit: Max Meixner, der Bruder des Konstrukteurs, absolvierte den Weihe-Sprung. Die Eilenburger Skispringer waren stolz auf ihre kleine, aber immerhin eigene Sprunganlage …
Und doch waren die „Weitenjäger" bald nicht mehr zufrieden. Sie wären gern weiter gesprungen, aber mehr als 17 m ließ die Schanze nicht zu. Dazu mußte man aber einen höheren Anlaufturm haben – und zuvor noch ein Problem lösen. Der Auslauf wurde abrupt durch ein privates Gartengrundstück begrenzt. Der Besitzer hatte glücklicherweise ein Herz für die Springergarde und trat einen schmalen Streifen ab. Heute steht der Rekord auf der umgebauten Schanze bei 37 m. Und was noch bedeutsamer ist: Es sind zwei weitere – kleinere – Anlagen hinzugekommen. Wichtig war das deshalb, weil man in der Skisportsektion der BSG Lok Eilenburg besonderen Wert auf die Entwicklung des jüngsten Springernachwuchses legt, für den man „Minischanzen" braucht. Seit 1980 übrigens mit besonderer Unterstützung und Anleitung durch den ASK Oberhof – da wurde nämlich ihr Trainingszentrum gegründet, mit dem Ziel und der Aufgabe, Talente zu finden, zu entwickeln und schließlich zum Oberhofer Klub zu delegieren. Peter Schipke, wie gesagt, ist eines dieser Talente. Sagen die Eilenburger, und seine bisherige Entwicklung beim Armeesportklub belegt das auch. Obwohl selbst erst fünfzehn, hat der Peter schon seine Fans – unter den jüngsten Eilenburger Sprung-Eleven. Der sechsjährige Uwe Schaffrath hat ihn sich als Vorbild erkoren, „weil er schon so gut springt und uns oft hilft und Hinweise gibt." Und im übrigen wird er ohnehin „mindestens so gut wie Jens Weißflog oder Matti Nykänen", ist der kleine Uwe überzeugt. Eilenburger Stolz und Selbstbewußtsein! Das auch Tino Koß demonstriert, wenn er sagt, daß er einmal Weltmeister oder Olympiasieger werden will. Da muß er freilich noch sehr fleißig üben, das weiß er. Gemeinsam mit seinen Freunden aus dem Flachland-TZ in Eilenburg Andre Hönisch, Stefan Petersohn und Mike Ulrich trainiert er seit September dieses Jahres beim ASK auf der Oberhofer Höh', wo es ihnen

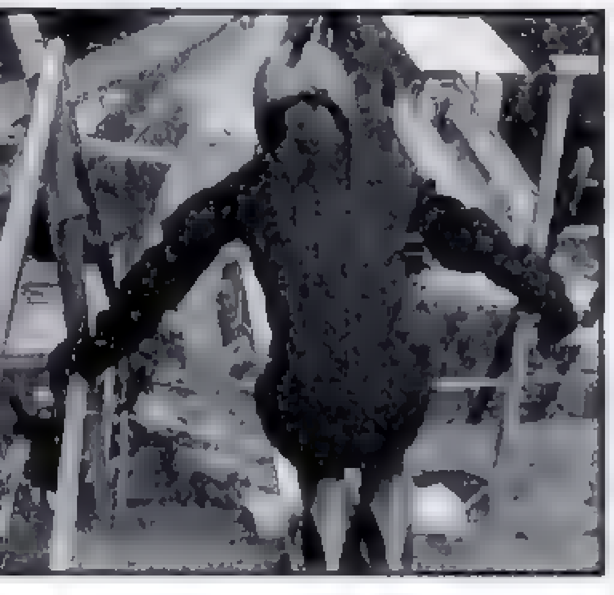
sehr gut gefällt. Natürlich hängen sie noch an zu Hause und an ihrem Eilenburger TZ. Bei seinem ersten Urlaub kam Tino, obwohl er Geburtstag hatte, stolz im neuen ASK-Trainingsanzug an die Schanze, um die alten Freunde beim Training zu sehen ...
Jahr für Jahr testen die Übungsleiter zehn bis zwölf Kinder im Alter von sechs, sieben Jahren. Sie suchen sich die Kleinen in den Schulen, oder die Eltern bringen ihnen ihre Sprößlinge sozusagen „frei Haus". Das TZ hat sich eben bereits einen guten Ruf erworben. Zuerst geht's mit den Knirpsen an die Schanze, wo ihnen die etwas größeren TZ-„Könner" zeigen, was sie schon gelernt haben. Dann darf man selbst mal nach oben – doch vorerst nur zum staunenden Hinabschauen. Ehe man über den Bakken darf, muß man schon allerhand gelernt haben. „Bergrunterfahren" zum Beispiel, wie der kleine Uwe Schaffrath sagt. Aber auch Turnen, Krafttraining, Leichtathletik und Schwimmen stehen auf dem Trainingsprogramm. Und dann endlich – herbeigesehnt – der erste Sprung von der ganz kleinen Schanze, auf der es etwa bis zu zehn Meter weit geht. Für die Anfänger ein gewaltiger Satz.



„Natürlich hatte ich erst ein bißchen Angst, aber bald schon nicht mehr", erzählt der aufgeweckte Uwe Schaffrath. „Es sieht nur am Anfang so steil aus. Hinfallen tut zwar etwas weh, aber das ist nicht so schlimm." Na bitte. Da kann er vielleicht bald den Anlaufturm ein Stückchen höher klettern, und sein Flug geht weiter hinunter ins Tal ...
Daß es in Eilenburg mit einer fürs Flachland gewiß ungewöhnlichen Sportart nun schon seit Jahren so gut läuft, ist ein Verdienst von Leuten, die mit ganzem Herzen am Springen und natürlich an den Kindern hängen. Die Dotzauers zum Beispiel. Joseph, die „gute Seele" in der Skisportsektion, wurde 1950 Neulehrer, studierte an der PH Potsdam und kam 1960 als Lehrer nach Eilenburg. Im Schaukasten las er von den Wintersportlern. Da ging der gebürtige Gebirgler hin – und blieb bis heute. Erst als Springer, dann als Übungsleiter und Funktionär. Da verwundert nicht, daß auch die Söhne Uwe und Bodo nicht an der Schanze vorbeikamen. Beide wurden ebenfalls Springer. Uwe, der gelernte Klempner, erdachte sich zudem die Berieselungsanlage für die Kunststoffmatten, mit denen die Schanzen belegt sind, und baute sie mit auf. Bodo ist heute einer der ehrenamtlichen Übungsleiter im TZ. Für Joseph Dotzauer ist die Arbeit mit den Kindern mehr als das Heranbilden junger Sportler. Als gelernten Pädagogen geht es ihm vor allem um Erziehung, um Charakterschule. Übrigens ist der Eilenburger Uwe Dotzauer weder identisch noch verwandt mit dem bekannten Klingenthaler gleichen Namens, dem ehemaligen Weltmeister in der Nordischen Kombination. Aber einmal starteten sie gemeinsam bei einem Sprungwettbewerb, das war natürlich ein Erlebnis für den Eilenburger, wenn auch sein Namensvetter gewann und er selbst nur Letzter wurde.
Und da sind noch die beiden Schipke-Brüder. Der „Kleine", Peter, nun beim ASK in Oberhof, der Ältere, Jan, ist Übungsleiter. Oder die Petzolds. Ronald ist der verantwortliche TZ-Trainer, und Bruder Joachim kehrte 1989 nach mehreren Jahren als Springer beim Armeesportklub nach Eilenburg zurück und will ebenfalls als Übungsleiter mitmachen.
Es ist schon eine gute, zuverlässige Truppe, auf die sich Werner Tauchnitz, der Leiter der Sektion und des Trainingszentrums, stützen kann. Und nicht zu vergessen die Eltern der kleinen Springer, die jederzeit bereit sind, mitzuhelfen. Zum Beispiel, wenn es gilt, die Sprunganlage in Schuß zu halten. Bei den Arbeitseinsätzen ist immer „volles Haus". Die 5 000 einzelnen Kunststoffmatten, müssen von dem Drahtgitter, auf dem sie befestigt sind, heruntergenommen und nach der Erneuerung des Gitters wieder sorgfältig angebracht werden. Rund drei Tage dauert eine solche Aktion, wenn alle fleißig mitarbeiten, Sportler, Funktionäre und Eltern. Bei der jährlichen Saisonauswertung gibt's dann eine Dankeschönveranstaltung mit Essen, Trinken, Tanz, Gesprächen und viel Spaß. Kein Wunder, daß die „Heimkehrer" vom ASK Oberhof zu Hause gleich wieder in der Skisportsektion „mitmischen", als Springer, Übungsleiter für die Kleinen oder als Kampfrichter. Wie zum Beispiel auch Sven Lengwenus, der jetzt seine Oberhofer

Hoch muß man klettern, und ganz schön tief geht's runter. Der Auslauf durch das ehemalige Privatgrundstück, direkt neben der Straße. Die Flachlandbedingungen fürs Skispringen sind eben ziemlich kompliziert.





Leistungssporterfahrungen als Übungsleiter zum Nutzen des TZ „ausbeuten" will.
Ein Prinzip gilt für die Eilenburger Wintersportler: Wir schicken keinen weg. Wer Freude am Sport hat, der hat auch seinen Platz in unserer Sektion, egal ob jung oder alt. So sind auch noch acht „Senioren" dabei, die bei vielen Sprungläufen auf den großen Schanzen unseres Landes starten. Im Juni dieses Jahres waren es Bodo Dotzauer, Jan Schipke, Jörg Säme und Peter Schaffrath, der

Tino Koß, nun schon beim ASK Oberhof, begutachtet, wie sich seine Nachfolger machen.





Keck und selbstbewußt mit seinen sechs Jahren – der kleine Uwe Schaffrath (Mitte). Kaum zu glauben: Schon als Vierjähriger machte er seinen ersten kleinen „Hüpfer".

Gut gemacht, Jungs! Uwe Dotzauer mit seinen Knirpsen.

Vater des kleinen Uwe, die bei einem Springen in Wernigerode an den Ablauf gingen. Auch unser Olympiasieger Jens Weißflog war dort dabei und sprang Schanzenrekord. Mit solchen Leistungen können die Eilenburger Volkssportler natürlich nicht aufwarten, doch ist ein solcher Wettkampf für sie ein ganz besonderer Höhepunkt. Da fallen kleine Probleme, die es auch gibt, nicht so sehr ins Gewicht.

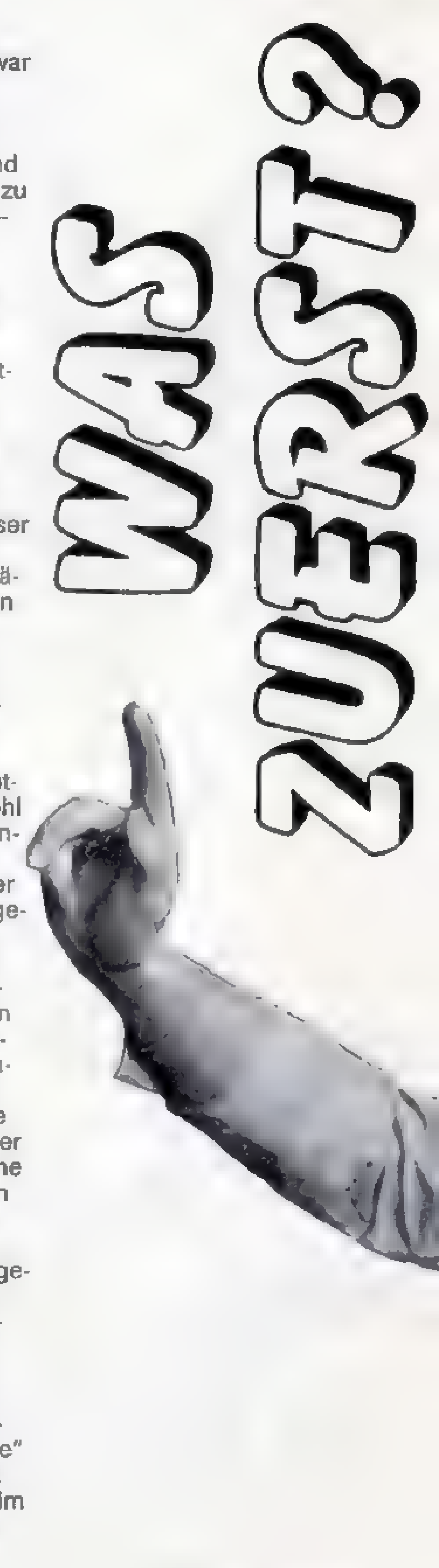
Joseph Dotzauer ärgert es zum Beispiel, daß sie die Wiese direkt neben der Schanze nicht als Ski-Übungshang nutzen können, da der Besitzer Bedenken hat, daß die Grasnarbe zu sehr beansprucht werden könnte. Oder wenn Eltern, was auch vorkommt, ihre Kinder nicht mehr zum Training schicken, weil sie glauben, die Belastung sei zu hoch und die Kinder müßten zu viel Freizeit opfern, oder wenn sie ihren Jungen, talentiert und zur Delegierung an die Kinder- und Jugendsportschule und zum ASK vorgesehen, dann doch nicht ins freilich recht ferne Oberhof ziehen lassen. Doch das sind seltene Ausnahmen. Außerdem meint Joseph Dotzauer: „Probleme sind dazu da, daß wir sie lösen. Und ohne ab und zu ein bißchen Ärger geht es auch nicht voran ..."

Die Eilenburger jedenfalls sind stolz auf ihre Flachlandspringer. Zum 20. und 30. Schanzenjubiläum kamen mehrere tausend Gäste, was ja wohl für sich spricht. Einen Weltmeister gibt es übrigens bereits, der auf ihrer Schanze mit dem Springen begann: Uwe Lasotta, der allerdings Titelträger im Fallschirmspringen wurde.

Wenn das einmal einer aus ihren Reihen im Skispringen schaffen würde! Vielleicht Peter Schipke oder Tino Koß?

Text und Bild: Frank Wehlisch





Zuerst die gute oder die schlechte Nachricht? Beginnen wir mit Erfreulichem.

In Wyoming haben sich UdSSR-Außenminister Eduard Schewardnadse und sein US-amerikanischer Amtskollege James Baker getroffen und den Abrüstungsverhandlungen kräftig nachgeholfen – jenen in Wien über konventionelle Abrüstung, den START-Verhandlungen zur Halbierung der strategischen Nuklearwaffenvorräte, schließlich den Gesprächen über die Beseitigung der C-Waffen. In diesen Tagen trafen sich Gorbatschow und Bush. Planmäßig vonstatten geht die Verschrottung der Mittelstreckenraketen. Die Sowjetunion und die anderen Staaten des Warschauer Vertrages specken militärisch ab. Allein die DDR wird in diesen Dezembertagen 432 der dafür vorgesehenen 600 Panzer abgewrackt oder für zivilen Bedarf umgebaut haben; in zwölf Monaten wird die NVA 10 000 Mann weniger haben als im Streitkräftevergleich vom Januar 1989 vermerkt; 11 500 Soldaten stehen schon heute an Produktionsschwerpunkten unseres Landes; der DDR-Verteidigungshaushalt ist um zehn Prozent gekürzt.

Gute Nachricht also, die zu sozialistischer Entspannungspolitik paßt und deren materielle Auswirkungen uns allen zugute kommen werden.

Dürfen wir deswegen mit dem zu seinen Lebzeiten „Marschall Vorwärts" genannten Leberecht von Blücher schon sagen, die gute Sache habe gesiegt? Wohl kaum, wenn wir einen Blick nach drüben werfen.

Dort beharren die westlichen Nuklearmächte nach wie vor auf einem Ersteinsatz von Kernwaffen im Falle eines militärischen Konflikts. Unseren Vorleistungen zur Verringerung der konventionellen Streitkräfte hat die NATO zwar ein selbstgerechtes Lob, bisher aber keinerlei Entgegenkommen gezollt. Stattdessen ist sie sogar drauf und dran, ihre Streitkräfte zügig zu modernisieren, deren personelles Übergewicht zu erhalten, die mit dem INF-Abkommen im Raketenwald entstehenden Lücken durch forcierte Nachrüstung zu stopfen und die Kampfbereitschaft ihrer Truppen zu erhöhen. Dies alles mit dem bis zum Überdruß strapazierten Vorwand, der Osten rüste nicht ab, sondern auf.

Welche Absicht hinter dieser Zwecklüge steckt, enthüllte einmal mehr der 41. USA-Präsident, als er im ehrwürdigen Mainz anläßlich der Jubelfeiern für den 40 Jahre alten Nordatlantikpakt „Selbstbestimmung für ganz Deutschland und alle Länder Osteuropas" einklagte und zum Sturm blies auf unsere Hauptstadt Berlin. Da aber war wohl auch schon jener „Vierstufenplan" konfrontativer NATO-Kreise in Sack und Tüten, der gegenwärtig intensiv vorangetrieben wird: Durch Aufhebung des Status quo soll die europäische Nachkriegsordnung korrigiert werden. Man will in den Ländern des Warschauer Vertrages den Sozialismus beseitigen und damit gleich in einem Abwasch die als Dauerbrenner vom Bonner Kohl-Kabinett „offengehaltene deutsche Frage" lösen. Noch vor Bekanntwerden dieses konterrevolutionären Programms durfte Bundeswehrgeneral a. D. Kießling einen „Achtstufenplan zur Wiedervereinigung Deutschlands" veröffentlichen. Renegaten hatten ihm dazu verholfen; beispielsweise der „Kommunismus- und Ostblockexperte" Professor Wolfgang Seiffert, jener, der am 4. September im RIAS TV Zuschauern in der

DDR vorschlug, der Eingliederung ihres Staates in die BRD als deren elftes „Bundesland“ zuzustimmen. Wieder andere möchten uns erst „österreichisieren“ und danach „integrieren“ ...

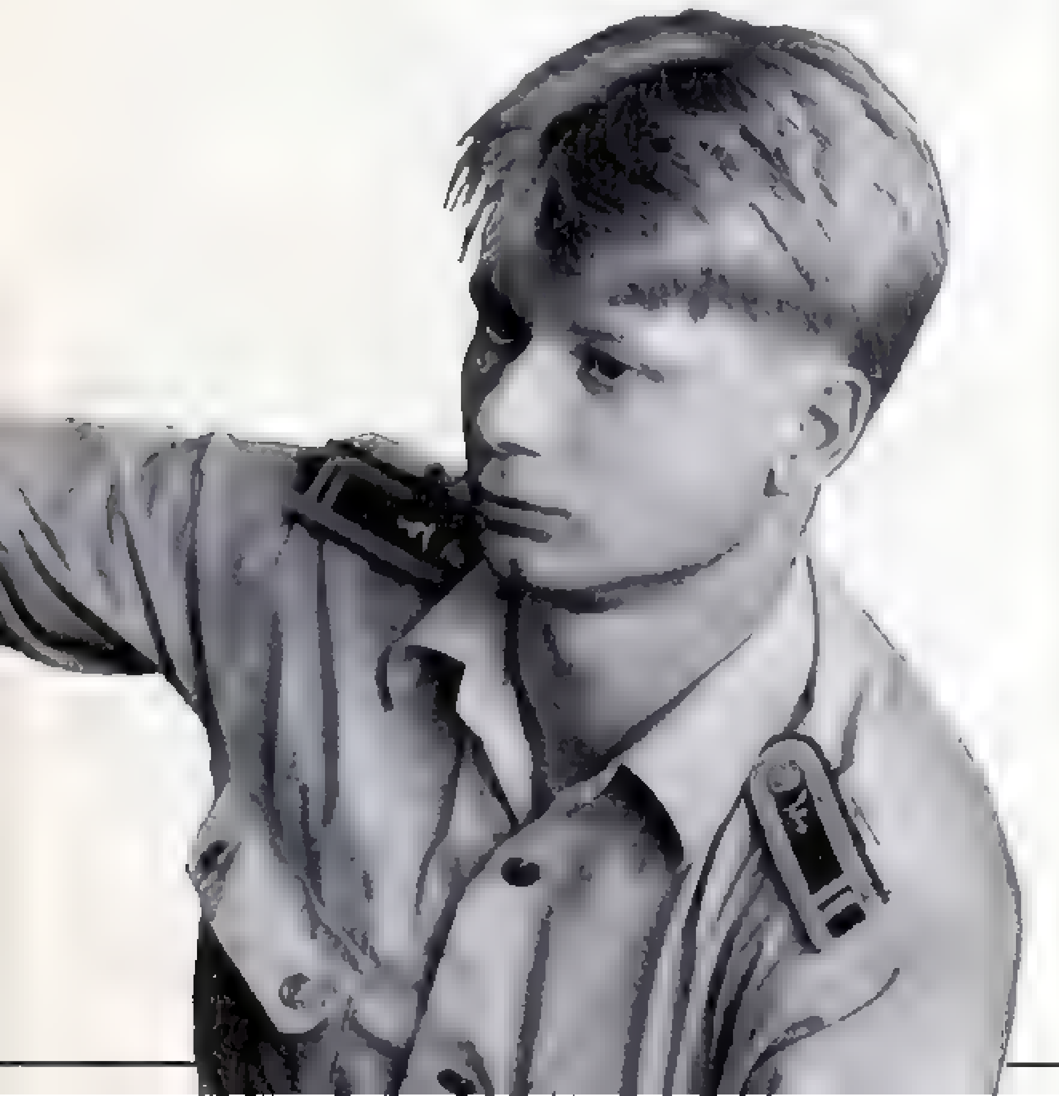
Alles in allem schlechte Nachricht, die zu imperialistischer Macht- und Eroberungspolitik paßt und uns darum nicht gleichgültig lassen kann. Uns auf keinen Fall!

In Europa und den angrenzenden Seegebieten befinden sich heute 3,5 Millionen NATO-Soldaten Gewehr bei Fuß. Wenn unser Verteidigungsbündnis dennoch einseitig herunterrüstet, dann mit der Absicht, unsere auf Friedenserhaltung ausgerichtete Militärdoktrin auch wirken zu lassen, das Wettrüsten zu stoppen, im Abrüstungsprozeß beispielhaft voranzugehen und unsere Landesverteidigung mit dem dafür notwendigen Minimum an Soldaten und Waffen zu organisieren. Das bedeutet: Fortan werden wir mit weniger Truppenteilen, Panzern, Übersetzmitteln und Kampfflugzeugen aktive Verteidigung üben, hohe Abwehrbereitschaft garantieren und die uns gegenüberliegenden, mustergültig ausgebildeten und hochmodern ausgerüsteten NATO-Divisionen noch aufmerksamer im Visier zu behalten. Dies, um niemals das Opfer einer militärischen Überraschung durch den möglichen Angreifer sein müssen. Denn dessen Strategie der nuklearen Abschreckung und „Vorneverteidigung“ setzt vor allem auf das Überraschungsmoment.

Was setzen wir dem entgegen? Das Vermögen unserer Verbände, Truppenteile und Einheiten und ihrer Führungsorgane, solche Angriffsabsichten oder -aktionen frühzeitig zu erkennen, sie abzuwehren, entschlossen zu beantworten oder ihre Folgen einzugrenzen.

Und da ist zu fragen: Ist jedem immer gegenwärtig, was die Lösung der damit verbundenen Aufgaben im Diensthabenden System der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung, in den Regimentern der Landstreitkräfte, auf den Schiffen und Booten der Volksmarine unseren Armeeangehörigen an geistiger und körperlicher Leistung, an Ausdauer und Mut, an Einsicht in Notwendiges und politischem Verantwortungsgefühl abverlangt? Und sind jene Mitbürger, die da heute noch lieber abseits stehen möchten, sich der möglichen Folgen solcher Abstinenz eigentlich bewußt? Wäre es ihnen lieber, eines Tages in fremder Uniform fremden, arbeiterfeindlichen Interessen dienen zu müssen? Dafür Zuständige auf der Bonner Hardthöhe haben immerhin schon durchblicken lassen, daß die „noch ungedienten DDRler“ – gemeint sind die Wegläufer – in etwa zwei Jahren das Bundeswehr-Koppel umzuschnallen hätten ...

Dies und mehr will klug, illusionslos, verantwortungsvoll bedacht sein. Denn es geht um eine friedliche Gegenwart und Zukunft, ums Beste für unsere sozialistische Republik. Um das zuerst – und jetzt erst recht.

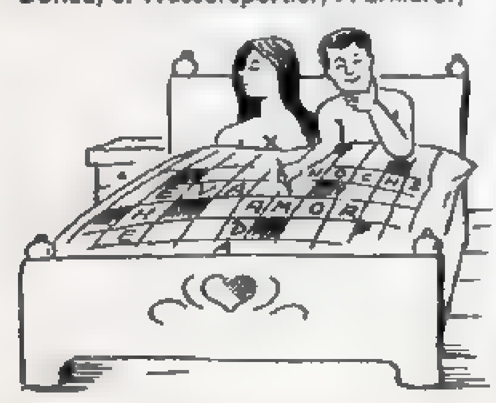


Text: Oberstleutnant Heiner Schürer
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Buschwindröschen, 5. Hafen Roms im Altertum, 9. die Senkrechte zur Tangente, 13. Stadt im Südmährischen Bezirk der ČSSR, 14. Furche, Rinne, 15. Reisspeise, 17. griech. Buchstabe, 18. eine Form der Touristik, 20. Gestalt aus „Der Drache", 22. öffentl. Anlage, 23. Rauchfang, 26. Ladestraße, 27. DDR-Politiker, gest. 1961, 28. sowj. PKW-Typ, 30. Fabeltier, 31. Stadt im Bezirk Cottbus, 32. Schmetterling, 35. ehem. erfolgreicher Langstreckenläufer der DDR, 38. Einfall, 39. Oper von Händel, 41. Werkzeug, 44. Brennstoff, 46. Insel im Mittelmeer, 48. schwedischer Name einer finnischen Stadt, 50. südspanische Stadt, 51. Gips, 52. Nebenfluß der Warta, 53. Vorname Zolas, 56. griech. Buchstabe, 57. Zimmerwinkel, 60. dreifacher Fußball-Weltmeister, 61. Streitmacht, 63. Nebenfluß des Rheins, 66. Alpenhirt, 67. Staat im Nordwesten Indiens, 71. pflanzl. Kletterorgan, 73. Finkenvogel, 74. deutsches Volksbuch (1604), 75. Baumstraße, 77. Haarbüschel, 79. Änderung der Agrarverhältnisse eines Landes, 82. Nebenfluß der Donau, 84. Wasserfahrzeug, 86. Kleidungsstück, 89. nordamerik. Indianerstamm, 93. Stellung, 95. Bad in Belgien, 97. Greifvogel, 98. europ. Luftverkehrsgesellschaft, 100. junger Laubbaum, 101. Nirgend-, Wunschland, 102. Stadt in Schweden, 103. tropische Echse, 106. griech. Buchstabe, 107. Nebenfluß der Weser, 110. gekörntes Stärkemehl, 112. Stadt in Nordrhein-Westfalen (BRD), 114. Sportgerät, 116. nicht organisch bedingtes Nervenleiden, 120. ital. Jongleur, gest. 1931, 122. Name des Staatlichen Museums in Leningrad, 125. Opernlied, 126. Sinnesorgan, 127. Kassenzettel, 128. Hausflur, 129. Gestalt aus „Freier Wind", 131. DDR-Schriftsteller, gest. 1983, 134. Studentenblume, 135. Schiffszubehör, 137. ital. Schriftsteller des 15./16. Jh., 138. Kehre, Wende in der Luftfahrt, 139. Zimmer, 140. finnischer Schriftsteller, geb. 1930, 141. größter bekannter Planetoid, 142. Heilbehandlung durch Streichen, Kneten usw.

Senkrecht: 1. Abnutzung, 2. ostfranz. Landschaft, 3. Nebenfluß der Elbe, 4. engl. Schutstadt, 5. Nebenfluß der Donau, 6. Wassersportler, 7. Erklärer, Deuter, 8. Schmerzenslaut, 9. Fluß durch Leningrad, 10. Lachsfisch, 11. spanischer Schriftsteller des 16./17. Jh., 12. Installation, 16. Troß, Wagenzug, 19. Insel der Niederländischen Antillen, 21. alte Stadt am Mittellauf des Euphrat, 22. kurzärmliger Sommerpullover, 24. im Altertum Land in Südarabien, 25. Zahl, 28. sibirischer Strom, 29. fester Moorgrund, 33. behördliche Entscheidung, 34. Zuchtform aus verschiedenen Rhododendronarten, 35. Gebüschformation, 36. Erdteil, 37. männl. Vorname, 38. Nebenfluß der Donau, 40. fruchtbarer Wüstenstrich, 41. franz. Schriftsteller, gest. 1902, 42. norwegischer Polarforscher, gest. 1930, 43. organische Verbindung, 45. norwegischer Mathematiker des vor. Jh., 47. Roman von Lion Feuchtwanger, 49. Ruhemöbel, 54. Mitbegründer des „Blauen Reiters", 55. Bündnis, Vereinigung, 58. spanischer Edelmann, 59. Gestalt aus „Der fliegende Holländer", 61. Unterkunft, 62. Maikäferlarve, 64. Oper von Smetana, 65. dänische Amtsstadt auf Jütland, 68. Fenstervorhang, 69. Angehöriger einer leichten Reitertruppe in der Historie, 70. Rennbooteiner, 72. Lebensgemeinschaft, 73. Gattung, 76. Stammvater eines Riesengeschlechts, 78. Mineral, 80. Gestalt aus „Tiefland", 81. Stadt auf Sizilien, 83. Held vor Troja, 85. Angehöriger einer sprachlich verwandten Gruppe von Völkern in Afrika, 86. Ort im Bezirk Schwerin, 87. musikal. Bühnenwerk, 89. Steuer, Beitrag, 90. Gestalt aus „Eugen Onegin", 91. Freund und Mitarbeiter von Karl Marx, 92. südwestengl. Stadt, 94. Sportboot, 95. Singvogel, 96. griech. Gott, 98. Kapitel des Korans, 99. langjähriger Trainer der DDR-Fußball-Nationalmannschaft, 104. starkes, vor Feuchtigkeit schützendes Packpapier aus alten, geteerten Schiffstauen u. a., 105. Beerenstrauch, 108. sagenhafter Keltenkönig, 109. Schwimmvogel, 111. negativ geladenes elektrisches Teilchen, 113. Fluß in Mecklenburg, 115. Betreuer, 116. schmale Stelle, 117. Auswahl, Auslese, 119. Bienenzüchter, 120. Bildelement, 121. Ziel jedes Wettkämpfers, 123. Heilpflanze, 124. keramische Gußmasse, 129. Säulenhalle, 130. weibl. Vorname, 132. Fahrbahn, 133. mittelalterliches Volkslied, 135. franz. Fluß, 136. Berg, Vorgebirge.



Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 105, 1, 120, 7, 118, 91, 85, 101, 79, 8, 141, 74, 15, 32, 89, 30, 12, 65, 104, 62, 51, 50, 100, 18, 34, 64, 122 und 67 ergeben in dieser Reihenfolge die Bezeichnung eines Fliegertruppenteils. Wie heißt er? Postkarte genügt — Einsendeschluß 5. 1. 1990. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung in Heft 1/90. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46 130, Berlin, 1055.

Auflösung aus Heft 11/1989

Preisfrage: Die richtige Antwort lautet: Troposphärenfunkstelle. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

Waagerecht: 1. Tubus, 4. Sieb, 7. Foto, 10. Helle, 13. Est, 14. Nepal, 15. Rue, 16. Milan, 17. Aral, 19. Real, 21. Goten, 22. Tore, 23. Ada, 25. Habe, 26. Arosa, 29. Engadin, 32. Reede, 35. Maat, 36. Leda, 37. Seil, 39. Gral, 40. Era, 42. Helme, 45. Aro, 47. Sieger, 49. Gel, 50. Arg, 52. Konter, 55. Maar, 56. Tag, 57. Egel, 58. Hindi, 59. Loren, 60. Senl, 62. Rae, 64. Ebbe, 66. Araber, 67. Fenster, 70. Arrest, 71. Elegie, 74. Aurikel, 78. Kanone, 81. Lem, 83. Ene, 85. Esch, 86. Pantomime, 87. Ster, 88. Lid, 89. Upe, 91. Stärke, 93. Odoaker, 97. Pleuel, 100. Laurin, 102. Onestep, 106. Laktam, 108. Bein, 109. Ger, 110. Fall, 111. Ditte, 112. Spelt, 113. Rage, 115. Ren, 116. Niet, 118. Norden, 121. Lei, 123. Sid, 125. Serena, 128. Uri, 129. Nager, 131. Pra, 132. Reis, 134. Skat, 136. Auge, 138. Hera, 141. Artel, 143. Neumann, 146. Melos, 147. Enak, 149. Lab, 150. Kemi, 152. Sibe, 153. Dese, 155. Abel, 157. Emile, 158. Ree, 159. Amara, 160. Dur, 161. Larve, 162. Rila, 163. Tute, 164. Etage.

Senkrecht: 1. Tamtam, 2. Balboa, 3. Senta, 4. Star, 5. Ens, 6. Belag, 7. Farad, 8. Ole, 9. Orla, 10. Heger, 11. Letter, 12. Einzel, 18. Reed, 20. Ahne, 24. Dali, 27. Radi, 28. Steg, 30. Nahe, 31. Iser, 33. Egon, 34. Dame, 36. Lara, 38. Lake, 41. Remise, 43. Eltern, 44. Magnet, 46. Roller, 47. Schwabe, 48. Einlage, 49. Greif, 51. Geyer, 53. Torpedo, 54. Renette, 61. Erkel, 63. Asti, 65. Barke, 68. Emu, 69. Ehe, 72. Liszt, 73. Geher, 74. Amado, 75. Ratio, 76. Komik, 77. Lemur, 79. Nässe, 80. Niere, 82. Epi, 84. Nep, 88. Lehne, 90. Apoll, 91. Saladin, 92. Äquator, 94. Don, 95. Asse, 96. Ede, 98. Untiefe, 99. Lametta, 101. Iberer, 102. Onkel, 103. Egeria, 104. Trense, 105. Pfand, 107. Alster, 114. Anis, 117. Espe, 119. Oder, 120. Duse, 122. Ente, 124. Iran, 126. Rahe, 127. Nero, 130. Gama, 132. Rassel, 133. Italer, 135. Anke, 137. Unke, 139. Elvira, 140. Askese, 142. Leere, 144. Ulema, 145. Abart, 146. Miere, 148. Ader, 151. Eide, 154. Sal, 156. Bau.

Die Gewinner unserer Preisaufgabe in AR 8/89 waren: Claus Aue, Dresden, 8010, 25,– M; Soldat Lutz Kühnel, Drewitz-Süd, 7522, 15,– M, und Sigrun Vonau, Wittmannsdorf, 7551, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!

Autor: Peter Klein
Vignette: Wolfgang Schlegel

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12
13 14
15 16 17 18 19
20 21 22
23 24 25 26 27 28 29
30 31
32 33 34
35 36 37 38 39 40 41 42 43
44 45 46 47 48 49
50 51
52 53 54 55 56
57 58 59 60 61 62
63 64 65 66
67 68 69 70
71 72 73
74
75 76 77 78
79 80 81
82 83 84 85
86 87 88 89 90 91 92 93 94
95 96 97 98 99
100 101
102 103 104 105 106
107 108 109 110 111 112 113 114 115 116
117 118 119
120 121 122 123 124
125 126 127 128
129 130 131 132 133
134 135 136 137
138 139
140 141 142

leser-service

soldaten-post

... wünschen sich: Karina Klee (18), R.-Luxemburg-Str. 5, Lobenstein, 6850 – Elke Cernik (16), Zinnaer Str. 9, Torgau, 7290 – Antje Weikert (23, Sohn 3), E.-Thälmann-Str. 30, PF 821–39, Freital, 8210 – Britta Chudziak (20, Tochter 2), Krämerstr. 1, Rostock 1, 2500 – Kerstin Prüfer (16), Am Sandberg 5, PSF 53, Schmölln/ OT Schloßig, 7420 – Corinna Zschunke (16), Dorfstr. 17, Bockwitz, 7241 – Claudia Flecks (19), Hubertusstr. 54, Dresden, 8023 – Anke Blacha (16), H.-Heine-Ring 34, Stralsund, 2300 – Romy Berger (17), Wohngebiet „Adam Ries" 6, Annaberg-Buchholz I, 9300 – Katrin Auerswald (18), R.-Breitscheid-Str. 16, Bad Dürrenberg, 4203 – Claudia (16) und Ines (16) Roßbach, F.-Engels-Ring 2, Bernburg, 4350 – Angela Brunner (21), Silostr. 10A, Brandenburg, 1800 – Angela Würgau (18), Weistropper Str. 15, 13–37, Radebeul II, 8122 – Anja Wildenrath (20), Yvonne Zimmermann (25), beide E.-Grube-Str. 105, Merseburg, 4200 – Carola Bläsche (25, Tochter 5, Sohn 3), Am Elsterbogen 27, Hoyerswerda, 7700 – Mendy Wilding (17), Vetschauer Str. 1, Dresden, 8036 – Beate Bär (18), Vetschauer Str. 16, Dresden, 8036 – Petra Weichert (19), B.-Wensch-Str. 21, Dresden, 8027 – Anje Werschke (19, Sohn 1 1/2), Biegenbrücker Str. 37, Biegenbrück, 1203.

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Heike Brandt (23, Tochter 4), Str. d. Roten Oktober 6, Frankfurt (O.), 1200 – Grit Müller (18, Tochter 1), E.-Weinert-Str. 8, Bautzen, 8600 – Astrid Müller (25, Sohn 1 1/2), Böttgerstr. 6, Meißen, 8250 – Mirjam Nendel (18, Tochter 1), W.-Bredel-Str. 22, Halle-Silberhöhe, 4070 – Ines Haschlanka (18), Wenddorfer Weg 61, Magdeburg, 3041 – Sylvia Gerschwitz (22, Söhne 2 u. 4), Brückenstr. 12, Burg, 3270 – Ramona Reinharz (18), Glauchauer Str. 26, Mosel, 9515 (Berufsuffz.) – Claudia Doede (21), Stedtfelder Str. 68, Eisenach, 5900 – Kathleen Schuler (18), R.-Wagner-Str. 52, Lübbenau, 7543 – Unteroffizier Silke Schmidt (20), Springerstr. 22, Leipzig, 7022 – Heike Barsch (24, Töchter 4 u. 5), Dannenreicher Str. 1, Kablow-Ziegelei, 1601 (Offizier) – Grit Hoffmann (25, Tochter 3), Nossener Str. 18, Meißen, 8250 – Heike Lampe (25, Söhne 3 u.7), PSF 4, Eschefeld, 7231 – Antje Scharf (18), P.-Müller-Str. 13, Braunsbedra, 4205 – Karin Wall (25, Sohn 1), E.-Thälmann-Ring 20, Halberstadt, 3600 – Cornelia Kimmel (20), Platz d. Einheit 1, Teicha, 4101 – Ramona Thomas (24), J.-Gagarin-Str.140, Karl-Marx-Stadt, 9023 – Kerstin Leffer (24, Sohn 6), Spergauer Str. 39, Leuna, 4220 – Silke Fienn (19), PH „K. Liebknecht", T1/621, Potsdam, 1570.

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos und nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre). Bitte Anschriften deutlich schreiben.

ar-markt

Biete AR-Jahrgänge 1978–1988: Heinz Arnold, J.-R.-Becher-Str. 20, Leipzig, 7030 – Biete „Jugend und Technik", „Fliegerrevue" 1977–1988; Luftfahrtliteratur. Suche Tauschpartner für Modelle 1:72: W. G. Teich, Alt Nowawes 39, Potsdam-Babelsberg, 1590 – Biete Modellbaus. (1:72) C-2, MiG-21, B. H. 11 (1:50). Suche MIG-23, 25, 27, 29,3, Pe-2, Novo-Modelle: Offiziersschüler Schmidt, PF 35 879 PE, Kamenz 3, 8290 – Biete Motorkalender 1980–1988; Marinekalender 1976–1983, 1985–1987, 1989; Fliegerkalender 1980–1983; 1985–1989: Steffen Reichelt, Schollstr. 42, Lübbenau, 7543 – Suche NVA-Effekten: Michael Drews, Schillerstr. 7, Eberswalde-Finow, 1300 – Biete Typenblätter aller Art; „Flieger-Revue". Suche „Volksarmee"; „Sport und Technik": Werner Harry, Tschirchstr. 20, Gera, 6500 – Suche Flugzeugmodellbaus. (1:72) von Novo und SMER: R. Arnold, Zeißstr. 33, Karl-Marx-Stadt, 9075 – Biete Flugzeugmodellbaus.; „Mosaik"; „Armee-Rundschau". Suche Flugzeugmodellbaus.; Luftfahrtliteratur: Stephan Knabe, Sportfeldstr. 07, PF 02–04, Trebbin, 1712 – Biete Typenblätter aus AR und FR; Flugzeugmodelle (1:72). Suche Flugzeugmodelle MIG-23, 25, 27: Christian Gürschner, W.-Wittig-Str. 49, Ludwigsfelde, 1720.

ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin
Storkower Str. 158, Berlin, 1055
Tel.: 4 30 06 18
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: Postfach 46 130 Berlin, 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/ Joachim Hermann

Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark
(Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 23. 10. 1989

Titelbild: **Detlev Grass**

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den Internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig, 7010

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin, 1055, Tel.: 4 30 06 18/App. 3 30 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR. Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

Alles aus Liebe!

seufzt Gerhard Herma



„Also gut, noch fünf Minuten!"

„Nicht doch, wir sehen uns doch bestimmt beim Reservistendienst wieder!"



„Kleiner Service für die künftigen Armisten, damit ihnen der Abschied von der Haarpracht nicht zu schwer fällt!"



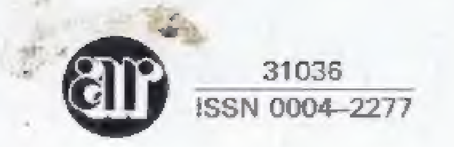
„Und wenn ich mich noch zwei, drei Tage länger verpflichte?"



„Ist doch logo, Omi, gleich nach der ersten Woche schick ich dir was zum Waschen und Stopfen!"



„Erwarten Sie noch mehr so anhängliche Haustiere von zu Hause?"



31036
ISSN 0004–2277

Mit der FDJ auf Rock-Poeten-Tour:

Heinz-Rudolf Kunze

Bild: FF-dabei/Manfred Krause